

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N<sup>o</sup> 8.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Gautschi.

(7. Fortsetzung.)

Die Fürstin hatte sich erhoben, um dem Könige entgegen zu gehen, aber da trat er schon mit ihrem Gemahl in den Saal. Se. Majestät sah ungemein jovial aus, er schien in bester Laune.

Kein Wunder, der ergötliche Toto, der Komiker par excellence, wich nicht von seiner Seite und befand sich auch hier in seinem Gefolge.

Indes hatte Reinthal Elsa gesucht und gefunden; er nahm Arnold am Arm und versuchte sich zu ihr durchzudrängen.

Sie sah die beiden herankommen. Ihr Herz stand einen Augenblick still, dann klopfte es in verdoppelten Schlägen. Aber sie suchte sich zu fassen, und zum erstenmal erstand ihr jener jugendliche Stolz, der die Gefühle, die er nimmer hinwegzuleugnen vermag, doch vor demjenigen, der sie erregt, zu verbergen trachtet.

Ihre Haltung wurde höher, freier, ein Zusammenfassen von Kraft bereitete sich in ihr vor, wie bei großen entscheidenden Momenten. Arnold wurde ihr vorgestellt, er verbeugte sich stumm.

„Ich wußte, daß Sie London verlassen und hierher kommen würden,“ sagte sie in einem Ton, der in seinem Bestreben, ruhig zu erscheinen, fast etwas gezwungenes hatte, „ich wußte es von Baron Reinthal, und ich freute mich darüber. Aber nun bleiben Sie auch bei uns, nicht wahr?“

Er hatte sie mit einem Gemisch von Staunen und Bewunderung betrachtet. Er hatte es ihr anheimstellen wollen und hatte doch gespannt darauf gewartet, ob sie auf ihre frühere Bekanntschaft hinweisen und ihn als einen Freund empfangen würde; sie tat es nicht.

Schön, bewußt und fremd stand sie ihm gegenüber, als eine junge Dame, die in der großen Welt, in der Welt des Genusses, bereits heimisch geworden war, als die Braut seines Vaters. In seiner Voreingenommenheit dächte es ihm, als hätte sie mit jedem Worte auf das vertrauliche Verhältnis ausgespielt, in das sie zu Reinthal getreten war. Ja, es schien ihm, als sei sie sogar von den Beziehungen unterrichtet, in denen er selbst zu ihm stand und als wolle sie den Sohn von vornherein in gewisse Schranken zurückweisen. Sie werden wohl bei uns bleiben, hatte sie gesagt, war das mißzuverstehen?

„Comtesse,“ sagte er sich verbeugend und mit einem verbindlichen Lächeln, das nicht ohne Ironie war, „Sie sehen heute einen Menschen vor sich, der über das Zunächstzubeschließende in seinem Leben noch nicht im klaren ist; Sie haben freilich den seltenen Mut gehabt, über Ihre Zukunft rascher zu entscheiden. Lassen Sie mich Ihnen dazu Glück wünschen.“

Die letzten Worte hatten fast bitter geklungen; fragend sah sie zu ihm auf, sie verstand ihn nicht. Aber als ihre Augen sich trafen, erröte sie und schwieg.

„Es ist das Erröten einer Braut,“ sagte sich Arnold, „meine Anspielung hat es hervorgerufen.“ Unwillkürlich wendete er sich nach seinem Vater um, der ein glückliches Lächeln zeigte.

Alles war also zwischen diesen beiden schon festgestellt?

Es irritierte ihn in unglaublicher Weise, er wußte selbst kaum warum, aber er suchte dieser Bewegung Herr zu werden.

So nebeneinander stehend wechselten sie Worte ohne Inhalt, ohne Bedeutung, Oberflächliches nur berührend, indes ein Sturm der verschiedensten Gefühle ihr Inneres durchwogte. Wie hatte Elsa auf dieses Wiedersehen gehofft, seit Jahren es ersehnt, wie hatte ihre kindliche Phantasie es sich ausgemalt mit allen Schauern des Entzückens. Und als es nun zur Wahrheit werden sollte, als sie wußte, daß er kommen würde, da hatte sie ihn gleich einen Befreier erwartet, und jetzt durchwehten sie seine Worte mit Eiskälte und es war nicht Sympathie, die in seinen Blicken lag.

Helene rauschte heran. Arnold wandte sich ihr mit einiger Lebhaftigkeit entgegen. Elsa merkte es, daß ihm diese Unterbrechung willkommen war.

„Der Fürst hat sich an das Piano gesetzt,“ sagte die Gräfin, „er ist ein ausgezeichnete Pianist und uns steht ein herrlicher Genuß bevor.“

Es war in der That so.

Der König hatte auch bereits neben der Fürstin plaz genommen, und nun suchten sich alle übrigen Gäste in einem Halbkreis zu plaziren.

Arnold führte Helene, und Reinthal hatte Elsa zu einem Fauteuil geleitet.

Allmählich begann sich die Unruhe zu legen, das laute in- einander tönende Geräusch verstummte, es wurde verhältnis- mäßig still. Nur die Entferntesten, die eine interessante Kon- versation nicht aufgeben wollten, plauderten leise weiter.

Reinthal flüsterte abgebrochene Worte in Elsa's Ohr; sie ver- nahm sie, ohne daß ihr süßer zärtlicher Sinn ihr aufgegangen wäre. Sie blickte nach Helene hin, die dicht neben Arnold saß. Sie plauderte mit ihm, leise und geheimnisvoll, und wie hübsch war ihre Tante in diesem Augenblick. Niemals war sie Elsa so interessant erschienen, ihre Züge waren belebt, ihre Augen blitzten in einem eigenartigen Feuer, und ihr Mund spitzte und rundete sich so ausdrucksvoll. Sie unterdrückte den Ton, er sollte die Worte von ihren Lippen ablesen. Ihm schien dies Studium Vergnügen zu machen, und als sie jetzt lautlos lachte und dabei ihre großen weißen Zähne zeigte, lachte auch er.

In das reine liebevolle Gemüt Elsa's brach zum erstenmal eine wilde Empfindung des Schmerzes, die Eifersucht.

Die Musik wurde rauschender, stürmischer.

Das Motiv ging aufwärts in Sequenzen weiter, sich in der Wiederholung zum leidenschaftlichsten Ausdruck steigend.

Helene zeigte sich davon beeinflusst, sie sprach nicht mehr mit den Lippen, sie hörte zu; aber ihr Atem wurde heftiger, ihr schöner Körper verriet nervöse Vibrationen und die vollen Schultern zuckten, als ob sie dem Kleide entsteigen wollten. Jetzt warf sie wie in Ekstase den Kopf gegen den schneeigen Nacken zurück und schloß die Augen. Elsa sah dies alles, und ihre Pulse klopften. In dieser Atmosphäre der Lüsterheit, der Frivolität, die ihr Blut erhitzte, war ihr ein neuer Sinn er- standen. Sie begriff mit einemmale diese kokette Sinnlichkeit, sie erriet, was sie bezweckte.

Aber hatte Helene nicht soeben einem andern die Wange zum Kusse gereicht, was wollte sie mit Arnold? Wollte sie auch ihn bezaubern und an sich fesseln?

Und diese Absicht würde ihr gelingen, sie fühlte es. Ruhten doch seine Augen auf der hingegossenen Gestalt, als wollten sie jede Einzelheit dieses schönen Körpers in sich aufnehmen und betrachtend genießen.

Die Schlußakkorde der Listigen Rhapsodie waren verklungen. Der König applaudirte, und sofort erhob sich ein Sturm von Beifall, der die vorzügliche Leistung lohnte.

Der Fürst hatte sich erhoben, der König schritt auf ihn zu, darauf folgte eine allgemeine Bewegung.

In diesem Augenblick fühlte Elsa einen leisen Kuß, einem Hauche gleich, auf ihren nackten Schultern. In ihrer Stim- mung traf er sie wie ein Dolchstoß. Verstört sah sie nach dem Kühnen, der dies gewagt, sie begegnete den zärtlich stehenden Augen Reinthals.

„Elsa,“ flüsterte er, „verzeihen Sie dem Manne, der Sie liebt.“

Sie vermochte nicht zu antworten, sie war wie gelähmt von Ueberraschung und Schreck.

Sie riß sich von ihm los; im nächsten Augenblick waren sie getrennt, ein Menschenschwall schob sich dazwischen; Elsa drängte der Türe zu, sie wollte fort, fort!

Es war der einzige ihr deutliche Gedanke.

Im Flug durcheilte sie mehrere Gemächer. Niemand war darin; alles hatte sich, während der Fürst spielte, in dem großen Konzertsaal konzentriert.

Sie lief weiter, sie wollte das Vestibül erreichen. So ge- langte sie in ein kleines mit rotem Damast ausgeschlagenes Ge- mach, in welchem eine Hängelampe einen dämmerhaften Schein verbreitete.

Daselbe bildete nach dieser Seite hin den Abschluß, es hatte nur die eine Tür, durch die sie eingetreten war. Sie be- merkte nun, daß sie den rechten Ausgang verfehlt hatte; hier konnte sie nicht weiter. Sie hätte es auch nicht vermocht. Ermattet und siebernd warf sie sich in einen Divan und jetzt, inmitten dieser glänzenden Umgebung, umrauscht von den Tönen der Freude, des gesellschafflichen Vergnügens, erfaßte sie ein solches Gefühl der Schmach, des Elends, und zugleich der Unbeschütz- heit, des Alleinseins, daß es sie fast erdrückte.

Wie ein Sturm war es über dies junge unvorbereitete Herz gekommen. Und diese erste große Enttäuschung griff bis in ihr innerstes Leben und bereitete ihr bisher ungelante Qualen.

Im Saale steigerte sich die Heiterkeit zur Ausgelassenheit. Der Komiker und unvergleichliche Coupletensänger begann mit dem Vortrage einiger lokaler Gassenhauer, und er entfesselte durch seinen Vortrag und durch die Anwendung einiger Rechlaute wahre Lachsalven.

Jedes Zeremoniell hatte aufgehört, man fühlte sich ganz sans gêne, und in den kurzen Zwischenpausen wuchs die Aus- gelassenheit zu den lärmendsten Demonstrationen an. Der statt- liche und geistvolle Prinz Stein hatte sich mit einem kleinen, nüchtern aussehenden Mann aus dem Saale in ein entferntes Gemach zurückgezogen. Es stieß an dasjenige mit den roten Damasttapeten, in welchem Elsa ruhte. Sie konnte jedes Wort vernehmen, das die beiden sprachen. Der Prinz hatte die Hände auf den Rücken gelegt und auf und niedergehend nicht er dem kleinen Mann zu, der in der Finanzwelt eine Größe war.

„Das ist sicher, es wird dadurch eine Kontrolle geschaffen“ sagte er als Antwort auf dessen Ausführungen, „und sobald das Vertrauen wächst und die Sache sich konsolidirt, wird man von unserer Seite sich mit enormen Summen dabei beteiligen.“

„Wir ist's vor allem um die Neugestaltung des Kapitals zu tun, das man in diesen Papieren anlegt,“ versicherte in einem leisen aber ungemein bestimmten Tone der Finanzmann, „werden wir von maßgebender Seite darin unterstützt und ge- halten, so ermöglicht das ein rascheres und bewußteres Vor- gehen; wir haben dann den nächsten Erfolg so gut wie in der Tasche und damit gelangen wir zu einer Kraft der Aktion, die die Welt in Erstaunen setzen wird.“

Wieder nickte der Prinz. „Ich hoffe es; wir werden un- seren Zielen dadurch näher kommen und einen mächtigen Hebel geschaffen haben zur Förderung der katholischen Interessen. Wir werden unseren Bestrebungen, dem wahren Glauben zu dienen, mehr Nachdruck geben, und zugleich die -finanziellen Angelegenheiten des hohen Klerus und der frommen Genossen- schaften ordnen können, auch den Privaten, die uns eifrige Bundesgenossen sind, jene Subventionen aussetzen können, die sie verdienen.“

„Gewiß, Hoheit, und dies alles wird durch meine Arbeit geschaffen, durch meinen Unternehmungsgeist gefördert werden“, versetzte der kleine Mann mit einem siegreichen Ausdruck, fügte aber sogleich untertänig hinzu: „o wenn mich jemals etwas stolz und glücklich machte, so ist es diese Spekulation mit dem katholischen Kapital.“

„Vergessen Sie nicht, mein Lieber,“ entgegnete der Prinz mit jener hochmütigen Ueberlegenheit, die dem andern sogleich einen Dämpfer aufsetzte, „vergessen Sie ja nicht, daß ich es war, der den heiligen Vater um seinen Segen für diese Ope- ration gebeten und daß ich diesen auch von Sr. Heiligkeit er- halten habe.“

„Wie könnte ich das vergessen, gnädigster Prinz“, erwiderte rasch der Börsenmann. „Kam dieser Segen doch in solcher Munizenz, daß allen Gründern das Glück dieses speziellen Segens und außerdem ein Autograph des heiligen Vaters zuteil wurde. Nun, meine Gattin hat sich dafür angelegen sein lassen, hunderttausend Gulden für den Peterspfennig zusammen zu bringen.“

Der Prinz strich mit seiner großen weißen Hand wieder- holt wie lieblosend über sein rasirtes Kinn hinweg. „Wir haben alle Ursache, zufrieden zu sein; unsere Hoffnungen haben eine sichere Basis und wir werden zugleich ein erhabenes got- tesfühliges Werk geschaffen haben.“

„Wobei in kürzester Frist das Kapital jedes Einzelnen sich verzehnfacht haben wird. Ein hübscher Gewinn.“ Der fromme Prinz schmunzelte zu dieser weltlichen Kombination. Er wußte sehr gut, was das Kapital bei dem Adel von heut- zutage bedente, und daß es allein im Stande ist, seine Macht, sein Ansehen noch aufrecht zu erhalten. Er begriff, daß in

dieser Zeit des großen industriellen Aufschwungs und des Börsenschwindels ihnen die Alternative gestellt war, entweder auf ihren Domänen ebenfalls industrielle Etablissements zu errichten und ebenfalls mitzugründen oder unterzugehen.

Als Adel allein bedeuteten sie nichts mehr, als große Kapitalisten von Adel alles. Wer durfte es den Geldmenschen verargen, wenn sie, vice versa, wieder nach etwas Adel verlangten? Die Finanzgröße drängte sich näher an den Prinzen heran und sagte langsam aber in einem diskreten Ton: „Ich hoffe, gnädigster Prinz, wenn wir auf 500 Gulden per Aktie hinauf kommen, und wenn die Erwartungen meiner hohen Gönner sich damit erfüllt haben werden, daß sodann auch mein innigster Wunsch Berücksichtigung finden dürfte.“

Der Prinz sah noch hochmütiger aus. „Sie tragen bereits ein rotes Bändchen im Knopfloch, was wollen Sie noch?“

„Sie wissen, ich strebe die Freierkrone an“, erwiderte der Finanzmann in einem bestimmten durchaus bewußten Ton, „und ich werde —“

Der Prinz machte eine Handbewegung, die eine Gewähr bedeutete und zugleich jede weitere Diskussion abschchnitt.

„Sie sollen sie haben, noblesse oblige.“ Er ließ ihn stehen und schritt in den Saal hinaus.

„Ober eine Hand wäscht die andere“, murmelte das Finanzgenie, ihm mit einem impertinenten Lächeln nachblickend, das seine unangenehme Physiognomie keineswegs verschönte.

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und begab sich ebenfalls in den Saal zurück.

Der Komiker hatte soeben geendet.

Man lachte und rief ihm zu, man wollte noch mehr von der Sorte. Er aber schüttelte sich und erklärte sein Unvermögen solcher Unerfättlichkeit zu genügen.

Da sprang die Fürstin empor und gegen das Piano hin, sie erwischte Toto beim Ohr und zog ihn lachend wieder an seinen früheren Platz.

„Da bleiben“, sagte sie, und in ausgelassener Weise mit den Fingern schnalzend, und dann die Arme gleich Henteln in die Seite stemmend, wobei sie sich das Air einer Bauerndirne gab, rief sie lustig, sie sei bereit, um ihren hohen Gast zu ehren, einige Schnadahüpfeln mit dem „dalketen Buaben da“, auf Toto zeigend, zum Besten zu geben.

Man jubelte, man wieherte, man exaltierte sich über diesen göttlichen Einfall der genialen Fürstin.

Die Hitze im Saale war enorm, aber die Menge drängte sich noch enger zusammen, man wollte näher kommen, um das schwache Organ der Fürstin in seinen feineren Nuancen noch zu vernehmen.

Sie sang, den lokalen Ton sehr gut imitierend, mit etwas heiserer, verschleierter Stimme, nur die Pointen herauschreiend.

Alles war entzückt, begeistert. Die elegante Fürstin, mit derber Geberde die saftigen, kernigen Ostanzeln begleitend, es bot einen wunderbaren Kontrast, es war eine reizende Pikanterie.

Cölestin allein schien daran keinen Gefallen zu finden. Ihn beschäftigten ernste Gedanken, etwas, das er sich selbst als seine hohe Mission hinzustellen gesucht und das er nicht einen Augenblick aus dem Auge verlor. Er wußte, wo Elsa sich befand, er ahnte ihren Seelenzustand und in kluger Berechnung und leidenschaftlicher Ungeduld glaubte er nun den rechten Augenblick gekommen, um den entscheidenden Streich zu wagen. Sie hat die Welt kennen gelernt und in ihr die Sünde. Ihre Unerschaffenheit und ihre Phantasie vergrößern ihr die Gefahren dieser Welt, und wenn sie sich nun auch in dem Einen betrogen sieht, auf den dies kindliche Herz vertraut hat, und den es liebt, so wird ihr Schmerz und ihre Verlassenheit sie uns zuführen. Sobald sie sich von der Menschheit hinwegwendet, muß sie sich der Kirche in die Arme werfen. Es bleibt ihr keine Wahl, es ist dies ein seelisches Muß, ein metaphysisches Bedürfnis.

Es galt nun, all diejenigen, auf die sie sich stützen zu können glaubte, ihr vollends verdächtig zu machen, und alle Illusionen ihr zu vernichten.

Dazu brauchte er einen Bundesgenossen; er hatte ihn bald gefunden und er benutzte ihn, ohne daß dieser eine Ahnung hatte von dem Dienst, den er dadurch der Kirche leistete.

Es war ein junger Kavaliere, Graf Weilen, ein blasierter Geck, der vorgab, es gäbe nichts mehr, das ihn interessieren könne, und der, mit unangenehm impertinenten Mienen um sich blickend, sich berechtigt glaubte, alles fade und langweilig zu finden.

Als Seine Hochwürden ihn daher am Arme faßte und ihm lächelnd zuraunte: „Mein Teurer, wie ich Sie kenne, kann Sie das unmöglich ergötzen“, schnauzte er als Antwort zurück: „Ich bin auf der Folter, Sie hat gar keine Stimme mehr, aber von ihr muß man sich immer in dieser oder jener Weise malträzieren lassen.“

„Aber man kann sich doch für eine Weile retten, kommen Sie, lieber Graf, wir werden uns miteinander weit besser unterhalten.“

„Hochwürden, Sie haben etwas?“ fragte Weilen, das Monocle aufsetzend, als könne er dadurch der Sache auf den Grund kommen.

Sie hatten einige Nebengemächer durchschritten, Seine Hochwürden war immer einen Schritt voraus.

„Man macht so seine Beobachtungen“, sagte Cölestin mit einem geheimnisvollen Lächeln.

„Die mache ich auch, aber die Welt ist so langweilig“, der Graf gähnte und riß dabei den Mund groß auf, „es ist immer dieselbe Komödie.“

„Nur die Darsteller wechseln.“

„Ah!“ machte der Graf mit einer Grimasse, „Sie wissen also wirklich etwas neues?“

„Morgen wird es vielleicht schon etwas Allbekanntes sein.“

Sie waren an der Tür des Gemaches mit den roten Damasttapeten angekommen. Cölestin blieb plötzlich stehen, und von der Portiere verdeckt, lehnte er sich an die Türfüllung.

Graf Weilen postierte sich ihm gegenüber, den Oberkörper an die Tafelung gelehnt, die Füße weit vorgestreckt. „Es bleibt immer ein Verdienst, etwas um 24 Stunden früher zu wissen als andere Leute“, sagte er mit einem schlauen Lächeln, den Mund nach einer Seite verziehend, „es ist das ganze Geheimnis der Diplomatie und der Regierungskunst, lassen Sie mich also daran partizipieren.“

Cölestin warf einen Blick hinter die Portiere, er vergewisserte sich von Elsas Gegenwart.

„Sie gehören doch auch eigentlich zu den Intimen der Gräfin Falkenau“, sagte er leise mit verschleierter Stimme.

„Bon, es handelt sich also um die Falkenau, la belle Helene“, rief Weilen laut, in keineswegs diskretem Ton.

„Sie wird bald zu den einflußreichsten Frauen unserer Gesellschaft zählen.“

Weilen mederte vor sich hin: „Prinz Heinrich wird also nicht länger vergeblich schmachten?“

„Es heißt auch, sie wolle sich demnächst wieder verheiraten.“

„Ah, die Sache ist schon soweit gediehen, und man braucht einen Strohmann.“

„Graf, welche cynische Voraussetzungen!“

„Pah, nous ne sommes pas leurs dupes“; Weilen lachte stoßweise, „und der Edle ist also schon gefunden“.

„Es heißt, sie habe bereits gewählt“.

„Und wer ist der Glückliche?“

„Es ist jener junge Doktor, den Baron Reintal heute hier eingeführt hat“.

„Dieser Arnold? Ein furchtbar langweiliger Mensch; war gestern zum Souper bei Reintal und den ganzen Abend mit ihm beisammen; kein Witz, keine Passionen, kein Geist, ein ganz deplorable Kerl. Uebrigens sehr passend, haha, für die Rolle, die man ihm zugedacht. Der Baron will ihn adoptieren, wie man sagt“.

„Wer weiß, er ist ja selbst so gut wie Bräutigam.“ Cölestins Stimme war kaum vernehmlich. Der Graf rief aber mir umso lauter:

„Wie, was! Der Reinthal will auch heiraten, das alte unsolid Haus! Capristi, da ist es sicher eine der Jüngsten, auf die ers abgesehen hat.“

Cölestin flüsterte: „Es ist Fräulein Barr.“

„Komtesse Elsa!“ rief der gedenkhafte Graf, diesmal mit einem keineswegs affektirten Erstaunen.

„Aber das ist ja ein reizendes Geschöpf, eine veritable Schönheit; freilich nicht Vollblut, ein bürgerlicher Vater, aber was tuts, ich hätte mich vielleicht selbst dazu entschlossen, meiner Seel, ich wär imstande, um sie zu werben.“

„Das ist nun zu spät.“

„Zu spät? Aber man weiß noch von keiner Verlobung.“

„Noch nicht, aber ihre Tante protegirt dieses Verhältnis.“

„So, die Falkenau protegirt das Verhältnis? Verstehe, er verkuppelt ihr den Sohn, und sie ihm dafür die kleine Nichte, service pour service.“

Cölestin zuckte zusammen.

Wie ein Seufzer drang es aus dem roten Gemache, oder wars ein Schluchzen?

Sie hat alles gehört, dachte er; das arme Kind hatte wohl nicht alles verstanden, aber sie wußte genug und er hatte seine Absicht erreicht.

Es drängte ihn jetzt, den Komplizen, den er, wie einen dressirten Gimpel, eine gewünschte Melodie hatte pfeifen lassen, beiseite zu schieben, um alsbald wieder allein aufzutreten und die Szene zu dem gewünschten Abschluß zu bringen. Er nahm den Arm des Grafen in den seinen und führte ihn plaudernd hinweg und wieder in den Saal zurück.

In dem kleinen Zimmer war es stille, nichts regte sich. Nur die Töne einer ausgelassenen pfeifenden Weise, die in Dissonanzen sich bewegte, klangen aus dem Saale herein.

Elsa riß sich plötzlich empor, sie wollte fort, diesem Orte enteilen; sie hatte den Fuß vorgesezt, aber die Glieder waren schwer, sie versagten ihr den Dienst. So blieb sie einen Augenblick unbeweglich, wie versteinert in ihrem Schmerz. Die in Weiß gekleidete Gestalt des Mädchens mit dem goldig blizenden Haar hob sich licht von dem dunkelroten Ton der Damasttapete, und wie sie so da stand, den Oberkörper nach vorwärts geneigt, mit blassen Wangen, das Haar in Unordnung, die dunklen Augen, die der Schreck vergrößerte, auf einen Punkt geheftet, war sie von einer wunderbaren, wahrhaft phantastischen Schönheit. Jetzt ballten sich ihre Hände, und ihr Körper war wie von Grauen geschüttelt.

Die Welt, in der sie lebte, hatte sich ihr enthüllt in ihrer ganzen Niedertracht und Erbärmlichkeit, und er, an dem sie gehangen, mit allem Vertrauen, mit aller Innigkeit, er war erbärmlich gleich den übrigen.

Und sie sah sich verraten und verkauft, und sie war allein, ohne Schutz, ohne Halt, sie fühlte sich untergehen.

Wieder sank sie in die Ottomane zurück und ihre Hände vergruben sich in dem Haargewoge ihres Hauptes. Kein Laut kam über ihre Lippen; nur hie und da zuckte ihr Körper nervös empor unter dem frivolen Staccato eines Offenbach'schen Bacchanals.

Jetzt wurde die schwere Portiere mit leiser Hand zurückgeschoben: Cölestin betrat das Gemach.

Er blieb an der Türe stehen, sein Blick sah mit inquisitorischer Strenge zu ihr hinüber.

Sie leidet, sagte er sich, aber auch ich leide — und qualvoll. Aber im Schmerze liegt die Reinigung und so hat dieser Schmerz zugleich etwas Süßes.

In seinen dunklen Augen brannte es auf. Hoch und schlank, mit dem schönen blassen südlischen Antlitz, voll Ausdruck und

Willenskraft in jeder Muskel, gleich er in diesem Augenblick jenen typischen Gestalten des Glaubensfanatismus, wie sie aus der Zeit der religiösen Kämpfe uns überliefert worden und wie sie nervöse Ueberreiztheit auch in unserer Zeit hervorbringt.

Auf dem weichen Teppich war sein Schritt unhörbar, er näherte sich ihr langsam.

„Elsa!“ sagte er in einem tiefen vibrirenden Ton, einem Mahnruf gleich.

Sie wandte den Kopf und sah erschreckt zu ihm auf.

„Was wollen Sie von mir?“

„Sie hinwegführen aus einer Welt, in die Sie nie einen Blick hätten werfen sollen.“

„Warum hat man mich hierhergebracht?“

„Es war eine beklagenswerte Eitelkeit. Ihre Jugend und Schönheit wollte man allen Augen preisgeben, und nun haben Sie die Begierde geweckt und das Verlangen. Man wünscht Sie zu besitzen, und Sie kennen den Mann, der diesem Wunsche allen Nachdruck geben wird.“

„Aber ich will ihn nicht — ich will fort!“

Sie sah von Angst verwirrt um sich.

Er trat dicht an sie heran.

„Dann ergreifen Sie die Hand eines Freundes, den kein weltliches Interesse, kein Eigennuz bestimmt, und befehlen Sie, wohin ich Sie zu bringen habe.“

Verstört sah sie ihn an. „Ich weiß es nicht,“ murmelte sie wie selbstverloren.

In dem Augenblick teilte sich abermals die Portiere und Gräfin Natalie trat gleichsam wie auf ein gegebenes Stichwort herein.

„Mein Kind, flüchte zu uns, zu mir, die ich dich liebe!“

Elsa stürzte ihr an den Hals, in Bedrängnis sie umklammernd.

„Großtante, bringe mich fort von hier, ich will sie nicht wiedersehen, nicht ihn, nicht den Baron, und auch Helene nicht.“

Tante Natalie drückte sie fest an sich.

„Das sollst du auch nicht, du wirst bei mir allein Schutz finden, und niemand soll dir mehr zu nahe treten.“

„Aber sie suchen mich vielleicht, sie können im nächsten Augenblick hier sein.“

„Wir gehen sogleich.“

Die Gräfin hatte ihren Arm um sie geschlungen und sah ihr zärtlich in das erregte Antlitz.

„Aber du bist so verstört, fasse dich; niemand soll dich in diesem Zustande sehen.“

Sie wendete sich an Cölestin: „Das nächste Zimmer hat einen Ausgang nach dem Korridor.“

„Ich werde die Damen geleiten.“

„Nicht doch, Sie bleiben zurück,“ entgegnete die Gräfin bittend, „Sie werden die Güte haben und Helene benachrichtigen, daß ich Elsa für diese Nacht zu mir genommen, morgen wollen wir weiter darüber verhandeln.“

Er verbeugte sich. „Ich gehorche.“ Dann leiser: „Ich komme wieder, seien Sie indes vorsichtig.“

Einige Minuten später war der Wagen der Gräfin vorgefahren und sie hatte mit Elsa das Palais verlassen.

„Die Fürstin will dich morgen bei sich sehen,“ sagte Reinthal nach dem Souper zu seinem Sohn. „Du hast sichtlich einen guten Eindruck auf sie gemacht.“

„Ich bedauere, dieser Einladung nicht Folge leisten zu können,“ entgegnete Arnold trocken, „aber ich habe meiner Arbeiten wegen eine Exkursion zu machen, die mich einige Tage von Wien fernhalten wird.“

(Fortsetzung folgt.)



Die unterbrochene Vorstellung. (Seite 194.)

## Luther und die Volksbewegung seiner Zeit.

Von Hofius.

(Schluß.)

Angeregt war Karlstadt durch die Lehren Thomas Münzers worden, eines der hervorragendsten und des jüngsten unter den Bewegungsmännern. Er war 1490 etwa zu Stollberg im Harz geboren und hatte Luthers erstes Auftreten mit Begeisterung begrüßt, nachdem er selbst bereits im Jahre 1515 als Probst eines Nonnenklosters bei Aschersleben, und 1520 als Prediger an der Marienkirche zu Zwickau bei der Messe von den Glaubenslehren abgewichen war. Durch Luthers mächtiges Auftreten zu neuem Studium angeregt, erkannte er jedoch bald, daß der Wittenberger lange nicht so weit ging wie er und daß derselbe, obgleich er sich von der römischen Kirche losgesagt hatte, noch an vielen ihrer Glaubenslehren festhielt und sich gegen andere auf die Unfehlbarkeit der alten Kirchenlehre ebensowohl als auf die Bibel berief. Münzer schalt ihn daher einen Weichling, der dem zarten Fleische Kissen unterlege; er erhebe den Glauben zu sehr und mache aus den Werken zu wenig; er lasse das Volk in seinen alten Sünden und diese tote Glaubenspredigt sei dem Evangelium schädlicher als der Papisten Lehre. Nach Münzer, der in seinen Predigten immer auf ein tätiges Christentum drang, war ein völliger Neubau nicht nur der Kirche, sondern auch des Staates auf ganz neuen Grundlagen notwendig, und schon in Zwickau war er mit sich im reinen, daß die Kirchenreform zur Nationalrevolution sich erweitern müsse. Von innigem, zur Mystik geneigten Gemüte, poetisch-erzentrifisch wie er war, fühlte er sich von seinem Gott berufen, sein Volk zu befreien und zu rächen.

Wie ein grimmer Teufel enthub Luther sich seinem Asyl auf der Wartburg und stürmte nach Wittenberg, wo jetzt zwischen ihm und den eigenen Glaubensgenossen ein Kampf entbrannte, aus dem der Charakter des Reformators nicht ohne manchen dunklen Flecken hervorging. Auch Karlstadt kam dorthin. Die kirchlichen Neuerungen desselben konnte Luther zwar nicht tadeln, und er selbst führte sie später wieder ein und weiter aus; aber es verdroß ihn, daß ihm jener zuborgekommen und in sein Reformationswerk, das er nun schon als seine ausschließliche Domäne betrachtete, eingegriffen hatte. Er sah, sagte er, nichts sonderlich Unrechtes in den kirchlichen Neuerungen, nur daß der Satan zu sehr auf Eile gedrungen habe. Es gebühre nicht einem jeden alles, was recht sei, anzufangen, sondern es sei genug, daß einer das recht tue, was ihm befohlen sei. So setzte er denn durch sein Ansehen und seine gewaltige Predigt eine völlige Reaktion gegen alles durch, was Karlstadt neues begonnen hatte.

Karlstadt wandte sich darauf nach Orlamünde, wo er von dem Volke mit offenen Armen aufgenommen, aber von Luthers Anhang wieder vertrieben wurde. Auch erwirkte es Luther, daß es ihm verboten wurde, öffentlich zu reden und zu schreiben und daß seine schon gedruckten Schriften unterdrückt wurden. Damit noch nicht zufrieden, griff er den wehrlosen Gegner in einer Predigt zu Jena auf das heftigste an und schalt ihn einen aufrührerischen, mörderischen Geist, obgleich er die Unwahrheit seiner Beschuldigung kannte, und es Karlstadt gegenüber selbst einräumte, daß er dessen offenes Sendschreiben an die Orlamünder, worin er sie von aller Gewalttätigkeit gegen den Bedränger des Evangeliums abmahnte, gelesen hätte. In Wirklichkeit war Karlstadt durchaus kein Mann der Tat, und als Luther selbst nach Orlamünde kam, mußte er vor dem über sein Verfahren empörten Volke aus der Stadt flüchten. Die Folge davon war, daß Karlstadt und sein Freund, der Prediger Reinhard, aus Sachsen verwiesen wurden. Luthers Ingrimm erreichte aber den höchsten Grad, als Karlstadt nun gegen seine Lehre vom Sakrament auftrat, die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl leugnete und für seine Ansicht die ersten Männer am Oberrhein, wohin er gegangen war, und selbst Zwingli, gewann. Von Oberbaiern wandte Karlstadt sich nach Franken,

wo er flüchtend von Stadt zu Stadt eilte, denn der Markgraf Casimir ließ auf ihn fahnden, bis er endlich eine Zufluchtsstätte in Rotenburg am Tauber fand. Aber auch hier durfte er nicht öffentlich auftreten, und es wurde ihm verboten, etwas drucken zu lassen.

Wie gegen ihn, so verfuhr Luther auch gegen Thomas Münzer, und als dieser zuletzt nach Nürnberg ging, weil er von hier aus dem Reformator antworten zu können glaubte, ließ der Rat alle Exemplare der Schrift, deren er habhaft werden konnte, wegnehmen, den Drucker ins Gefängnis werfen und Münzer aus der Stadt treiben. Die Schrift gab denen Luthers an Grobheit und Heftigkeit nichts nach und unter anderem hieß es darin: „Noch bist du verblendet und willst doch der Welt Blindenleiter sein? Du hast die Christenheit aus deinem Augustinus mit einem falschen Glauben verwirrt und kannst sie, da die Not hergeht, nicht berichten. Darum fürchtest du den Fürsten. Du meinst aber, es sei gut worden, so du einen großen Namen überkommen hast. Du hast gestärkt die Gewalt der gottlosen Bösewichter, auf daß sie ja auf ihrem alten Wege blieben. Darum wird dir's ergehen, wie einem gefangenen Fuchs. Das Volk wird frei werden, und Gott will allein Herr darüber sein.“

Auf allen Straßen sah man evangelische Geistliche als Flüchtlinge ziehen, die Luther ihres Amtes in den kaum gebildeten protestantischen Gemeinden entsetzt hatte. Was er an katholischen Fürsten und Regierungen als gottlose Gewalttat und Geistes-tyrannie schalt, das erlaubte er sich jetzt selbst rücksichtslos gegen seine evangelischen und katholischen Gegner und bewaffnete mit seinem Zorn die Polizei der ihm günstig gesinnten Fürsten und freien Reichsstädte. Seitdem ihn der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen auf der Wartburg vor seinen Feinden in Sicherheit gebracht hatte, stützte er seine Hoffnung, die Reformation zu einem glücklichen Ende zu bringen, auf die Fürsten. Erfolg und Fürstengunst machten ihn blind. Das Recht der freien Prüfung der religiösen Wahrheiten, von dem er ausgegangen war, bestritt er den anderen, sobald sie von seiner Ansicht abwichen oder über dieselbe hinausgingen. Abgesehen davon, daß er dadurch mit sich selbst in Widerspruch geriet, hemmte er damit den Fortschritt der Reformation und blieb jah an Buchstaben kleben, den er mit der ganzen Heftigkeit und Unduldsamkeit seines Charakters verteidigte. Herrschsüchtig und despotisch, wie er war, zwang er seine Auffassung der Glaubenslehre, die von ihm festgestellte Form des Gottesdienstes den jungen, kaum gebildeten Gemeinden als die einzig wahre auf und bekämpfte und verfolgte jede Abweichung davon als Ketzerei mit Wort und Schrift und Polizeigewalt. Er hatte die Unfehlbarkeit der Konzilien bestritten und hielt sich nun selbst für unfehlbar. Indem er aber seine Person zum Mittelpunkt der religiösen Bewegung machte und jede Verständigung mit Karlstadt und Münzer, sowie mit den Reformatoren Calvin und Zwingli zurückwies, beraubte er diese Bewegung der Einheit und drängte jene feurigen und charakterfesten Männer, die lieber in die Verbannung gingen, als daß sie seinem Glaubensdespotismus sich gefügt hätten, auf Seite der blutigen Revolution.

Wenn jemand dieselbe zu einem guten Ende hätte wenden können, so war er es, denn überall zeigten sich die Bauern willfährig, ihr Recht auf gütlichem Wege gegen ihre Herren zu suchen und mit ihnen sich zu vergleichen, und griffen erst zu den Waffen, als sie die Nutzlosigkeit der Unterhandlungen und die Unaufrichtigkeit ihrer Herrschaften erkannten. Selbst nachdem sie sich bereits erhoben hatten, zeigten sie sich noch einem billigen Ausgleich geneigt, wo ihnen ein solcher geboten wurde. Leider war es den Herren nimmer Ernst damit; sie suchten die Bauern nur durch Unterhandlungen hinzuhalten, oder wenn die Not sie zum Abschluß von Verträgen zwang, so wurden sie doch von

ihnen bei der ersten günstigen Gelegenheit sofort gebrochen. Wer wäre nun zu einem Vermittler zwischen beiden Theilen geeigneter gewesen als Luther, den das Volk bewunderte und verehrte und der auch bei den Herrschaften das höchste Ansehen genoß. Von welchem Nachdruck mußte das Wort eines solchen Mannes bei ihnen sein! Und hatte er selbst doch im Jahre 1522 geschrieben: „Das Volk ist aller Orten in Bewegung und hat die Augen offen; es will nicht, es kann nicht mehr sich unterdrücken lassen.“

An ihn wandten sich denn auch die Bauern mit ihren zwölf Artikeln, in denen sie ihre zwölf Beschwerden zusammengefaßt hatten, nachdem ihre Unterhandlungen mit dem schwäbischen Bunde, der die Miene angenommen hatte, als wollte er zwischen den Herrschaften und den Bauerschaften in Oberschwaben vermitteln, in nichts zerronnen war. Luther sollte ihre Forderungen prüfen, und was nach seinem Urtheile nicht mit dem Evangelium im Einklang stände, davon wollten sie gern lassen. Das Vertrauen der Schwaben schmeichelte ihm; allein von den Volksrechten wußte er wohl bloß etwas aus den heidnischen Schriftstellern. In Sachsen, wo er lebte, seitdem er das Kloster verlassen hatte, war das Volk meistens ein slawischer Pöbel, in der Roheit der Leibeigenschaft aufgewachsen, der zuweilen in die grausamsten Gewalttaten gegen die Zwingherren ausbrach. Von den Rechten der Gemeinfreien in den fränkischen und schwäbischen Stämmen, die wenigstens ebensowohl begründet waren, als die Herrenrechte, wußte er nichts. Ohne deutliche Einsicht in das politische Leben, erschien ihm als Recht das Bestehende, weil es nur durch die Fügung Gottes sich gebildet haben konnte. Zwar sprach er gerne von der deutschen Nation und trug hohe Wünsche für sie im Herzen, aber was seinem Vaterlande Noth tat, das wußte er nicht. So blieb er denn auch jetzt allein sich und seinem edlen aber auch heftigen und für alle Eindrücke reizbar empfänglichen Gemüthe überlassen.

Entschlossen, seines Schiedsrichteramtes unparteiisch zu walten, schrieb er im März 1525 seine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben,“ worin er zunächst die Fürsten derb anredet: „Erstlich, mögen wir niemand auf Erden danken solchen Unrats und Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollten Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutigen Tags verstockt, nicht aufhört zu toben und zu wüthen wider das heilige Evangelium, ob ihr gleich wisset, daß es recht ist und auch nicht widerlegen könnt. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr tut, denn daß ihr schindet und schazet, Euren Pracht und Hochmut zu führen, bis das der arme Mann nicht kann noch mag länger ertragen.“

Dann rechtfertigt er sich, daß nicht seine, sondern die Lehren der „Nothpropheten“ den Aufruhr entzündet hätten, und ermahnt die Fürsten, diesen gar nicht gering zu achten und daß sie aus Furcht vor dem Zorne Gottes die Sache mit Güte beizulegen suchen sollten. Obgleich sich in den zwölf Artikeln mehr Eigennuz der Bauern als Liebe zu dem Evangelium ausspreche, so erschienen sie doch meistens ganz billig. „Die anderen Artikel, so leibliche Beschwerden anzeigen, als mit Leibfall, Auffäß u. dgl. sind ja auch billig und recht. Denn die Oberkeit ist nicht darum eingesetzt, daß sie ihren Nutzen und Mutwillen an den Untertanen suche, sondern Nutz und das Beste anschaffe bei den Untertanen.“

Mit den Bauern redet er sanfter: „Ihr habt bisher vernommen, lieben Freunde, daß ich bekenne, es sei leider allzuwahr, daß die Fürsten und Herren, so das Evangelium zu verbreiten verbieten und die Leute so unträglich beschweren, wohl verdient haben, daß sie Gott vom Stuhl stürze, als die wider Gott und Menschen sich hochlich versündigen. Sie haben auch keine Entschuldigung. Aber nicht weniger ist euch auch wohl fürzusehen, daß ihr euer Sachen mit gutem Gewissen und Recht fürnehmt.“ Sie sollten nicht Rottengeistern ihr Ohr leihen, sondern auf seinen getreuen Rath hören. Sie rühmten sich mit Unrecht nach dem Evangelium zu handeln; denn dieses verbiete den Aufruhr gegen die Obrigkeit, und wann diese auch böse sei,

so wäre es schon gegen das natürliche Recht, Richter in eigener Sache sein zu wollen, was sie sich aber anmaßten, indem sie selbst die Rache über sich nähmen. Jede Widersezung gegen unrechtmäßige Beeinträchtigung sei gegen das christliche Recht, denn Christus gebiete, sich derselben geduldig zu unterwerfen. „Darum sage ich abermal: ich lasse eure Sache seyn, wie gut und recht sie seyn kann; weil ihr aber selbst wollt verteidigen und nicht Gewalt und Unrecht leiden, möget ihr tun und lassen was euch Gott nicht wehret. Aber den christlichen Namen, sage ich, den laßt stehen und macht den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Fürnehmens u. s. w.“ Wollte keine Partei zum Frieden sich fügen, so würde es wahrscheinlich nach dem Weltlauf ergehen, „daß Gott einen Vuben mit dem andern straft.“

Den zwölf Artikeln selbst gegenüber befindet er sich offenbar in Verlegenheit; denn er versteht von deren Forderungen so gut wie nichts und gesteht auch von den meisten zu, daß ihm kein Urtheil zukomme, weil er kein Rechtsgelehrter sei. Den ersten Artikel, welcher für die Gemeinde das Recht verlangt, sich ihren Pfarrer selbst zu wählen und ihn wieder abzuzetzen, wenn er sich ungebührlich hielte, gibt er zu, doch solle die Gemeinde zuvor ihre Obrigkeit um einen guten Geistlichen bitten. Den zweiten Artikel, worin die Bauern sich erbieten, den großen Zehnten ihrem Pfarrer zu entrichten, den kleinen aber weder Geistlichen noch Weltlichen geben wollen, verwirft er, weil er der Obrigkeit das Ihrige entziehe. Ebenso den dritten Artikel, welcher die Aufhebung der Leibeigenschaft fordert, weil der Leibeigene kein Recht habe, seinen Leib dem Herren zu entziehen.

Zum Schlusse gibt er den Rath, „daß man aus dem Adel etliche Grafen und Herren, aus den Städten etliche Rathsherren erwähle, und die Sachen ließ freundlicher Weise handeln, daß ihr Herren euren steifen Mut herunter ließet, welchen ihr doch zuletzt müßet lassen; ihr wollet oder wollet nicht, und weicht von eurer Tyrannei und Unterdrückung, daß der arme Mann auch Luft und Raum gewinne zum Leben. Wiederum, ihr Bauern solltet euch weisen lassen, etliche Artikel, die zu hoch greifen, übergeben und fahren lassen, auf daß also die Sache, ob sie nicht mag in christlicher Weise gehandelt werden, doch nach menschlichem Rechte und Vertrage gestillt würde.“

Mit der Vermittlung mochte es Luther wohl Ernst sein, aber die Schrift mußte wirkungslos bleiben; denn sie widerlegte weder vollständig, noch erklärte sie die Artikel, sondern beseitigte sie eigentlich. Dazu kam, daß sie das Schiedsgericht, welches die Sache in die Hand nehmen sollte, nicht genauer bezeichnete und nachdrücklicher hervorhob. Daß Luther aber indirekt die Billigkeit der Forderungen der Bauern zugab, erhöhte den Mut dieser nicht wenig. Indessen verkehrte die Tat von Weinsberg, von der Luther einige Tage darauf erfuhr, seine wohlwollende Gesinnung gegen die Bauern in Gift und Galle.

Der Truchseß Georg von Waldburg, der inzwischen als Feldherr des schwäbischen Bundes die Feindseligkeiten gegen die Bauern begonnen, hatte in Südschwaben über die Aufständischen ein furchtbares Blutgericht gehalten. Aus Rache dafür und weil Graf Ludwig von Helfenstein die Bauern, die an Weinsberg vorbeigezogen, im Rücken anfiel, während er mit ihnen unterhandelte, stürmten diese Weinsberg und jagten den Grafen sammt dreizehn mit ihm gefangenen Herren vom Adel durch die Spieße. Es war dies eine alte Strafe derjenigen, die gegen die Ehre gehandelt hatten; jedoch fand sie nur auf Knechte Anwendung. Luther, ohne sich darum zu kümmern, wodurch die Bauern zu dieser blutigen Tat aufgereizt sein mochten, ließ nun eine witschnaubende Schrift ausgehen: „Wider die mordischen und räuberischen Motten der Bauern.“ Die Bauern hätten das Evangelium nur zum Schein vorgewendet und sich durch den Aufruhr bereits rechtslos gemacht. „Darum soll sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres, teuflischeres sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich wie man einen Hund totschlagen muß.“ Wenn die Obrigkeit sogleich zur Gewalt greifen wolle, so sei sie im vollen Rechte,

doch sei den evangelischen Herrschaften zu raten, daß sie sich zum Ueberfluß zuerst zu Recht und Vergleich erbieten, und wann diese nichts fruchten, sogleich zum Schwerte greifen sollten. Die Obrigkeit, welche zaudere, mache sich selbst der Begünstigung des Aufruhrs schuldig, wer auf ihrer Seite falle, sei ein Märrtyrer. Nur die seien zu verschonen, welche zur Teilnahme am Frevel gezwungen worden; deren Sünde falle auf ihre Dränger. „Darum, liebe Herren, loset sie, rettet sie, erbarmt euch der armen Brut. Steche, schlage, wüрге sie, wer da kann. Bleibst du darüber tot, wohl dir, heiligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen.“

Die „lieben Herren“ befolgten denn auch getreulich seinen Rat, nachdem Georg von Waldburg den Aufruhr niedergeworfen hatte. Der Henker in seinem Gefolge tat allerwärts gräßliche Arbeit. Empört über dieses blutgierige Wüten der Sieger, kehrten sich jetzt aber fast alle Stimmen der Gemäßigten unter den Lutheranern und Katholiken gegen Luther, der vollends die Fassung verlor, als selbst der mansfeldische Kanzler, Kaspar Müller, ihn wegen seiner Unbarmherzigkeit angriff. Die erbitterte Verantwortung Luthers ist so voller Widersprüche, daß es unverständlich bleibt, wie er die Bauern eigentlich behandelt wissen will. Er verwirft nicht nur jedes Erbarmen mit den Bauern, sondern will sogar diejenigen gestraft wissen, welche Barmherzigkeit für sie verlangen. „Denn wer sich also der Aufrührischen annimmt, gibt genugsam zu verstehen, daß wo er Raum und Zeit hätte, auch Unglück anrichte, wie ers im Herzen beschlossen hatte. Darum soll die Obrigkeit solchem auf die Haube greifen, daß sie das Maul zuhalten und merken, daß Ernst sei. — Wer Gottes Wort nicht will hören mit der Güte, der muß den Henker hören auf der Schärfe. — Hätte man meinen Rat am ersten gefolgt, da dieser Aufruhr anfing, und slug einen Bauern oder hundert daran gewagt und auf die Köpfe geschlagen, daß sich die anderen daran gestoßen hätten, und hätte sie so nicht überhand nehmen lassen, so hätte man damit viel tausend erhalten. Das wäre nötige Barmherzigkeit gewesen mit geringem Borne.“ Zwar will er mit den „Bluthunden“, welche nach gewonnener Schlacht noch wüüten, nichts gemein haben, spricht es aber doch unumwunden aus: gut wäre das Ereignis für die Bauern, damit sie Gott danken lernten, wenn sie eine Ruh geben müßten, auf daß sie die anderen in Frieden genießen könnten; und für die Fürsten, damit sie erkennen lernten, was hinter dem Pöbel stecke, der nur mit Gewalt regiert werden könne.

Man hat dieser fürchterlichen Leidenschaftlichkeit gegenüber wohl entschuldigend darauf hingewiesen, daß sie immerhin ein Beweis der ungeheuren Kraft sei, ohne welche Luther die Reformation nicht hätte beginnen und durchführen können. Ein Irrtum ist es aber, wenn man die Schuld des Bruches mit den Bauern auf die unglückselige Tat zu Weinsberg schiebt. Sie hat nur jäh herbeigeführt, was von vornherein unvermeidlich war. Man erwäge nur sein Antwortschreiben an die Herren und Bauern auf die zwölf Artikel! Luther erscheint darin in demselben Widerspruche mit sich selbst, wie auf religiösem Gebiete gegen Karlstadt und Münzer. Bestritt er diesen das Recht der freien Forschung und brachte er dadurch die Reformation zu einem jahrhundertelangen Stillstand, ehe sie abgeschlossen war, so erklärte er auf politischem Gebiete zwar die Empörung gegen die päpstlichen Unterdrücker des Volkes nicht nur für erlaubt, sondern auch für geboten und hezte selbst, wie wir gesehen haben, in der energischsten Weise gegen sie auf; aber gegen die weltlichen Fürsten und Herren forderte er von dem Volke den unverbrüchlichsten Gehorsam, selbst dann, wenn es von ihnen widerrechtlich beschwert wurde, wie es nach seinem eigenen Geständnis der Fall war. Die Folgerung daraus führte denn auch in der Reformation zu der Aufstellung des Satzes von dem Gottesgnadentum der Herrscher. Luther selbst war unter einem weltlichen Fürsten geboren und zum Mann geworden. Hatte er bisher vielleicht keine Veranlassung gehabt, über das Untertänigkeitsverhältnis nachzudenken, so war er doch jetzt dazu aufgefordert, als er, nach seinem eigenen Worte, den gemeinen Mann

derartig beschwert sah, daß es dieser nicht länger mehr ertragen konnte noch wollte, und vollends als nun die Empörung in ganz Deutschland einhellig emporloderte. Wenn er dennoch bei seinem Widerspruche beharrte, so läßt sich dieser Mangel an Logik, an Folgerichtigkeit nur daraus erklären, daß er einmal seine Widersacher auf religiösem Gebiete, Münzer, Pfeiffer, Karlstadt u. s. w., aus seiner eigenen Behauptung von dem Christenrecht der Empörung gegen die geistliche Herrschaft den Schluß ziehen und auf Seite der Empörten stehen sah — dann auch, daß er es persönlich mit den weltlichen Fürsten nicht verderben wollte, weil er von ihnen das Gelingen seiner Kirchenverbesserung erwartete. Auf die Bibel konnte Luther sich nicht stützen; denn in ihr ist überall nur von dem Kaiser die Rede und dessen obrigkeitlichen Beamten. Den Kaiser aber hatte weder Sickingen noch Hutten beseitigen wollen, noch wollten es die religiösen und politischen Bewegungsmänner des Jahres 1525. Es wurde im Gegenteil überall von ihnen hervorgehoben, daß man seine Macht stärken und nur die zahllosen Fürsten, die sie schwächten und ihr Herrscherrecht sich angemacht, usurpiert hatten, beseitigen wollte. Hätten sich nun auch die Bauern einem Schiedsgericht willig unterworfen, so gab es doch unter ihren Forderungen einen Punkt, indem sie nie und nimmer nachgegeben hätten, und gerade diesen Punkt erklärte Luther in seiner Verantwortung als ganz und gar ungerechtfertigt und im Widerspruche mit dem Evangelium. Dieser Punkt hätte daher unter allen Umständen zu einem Bruche zwischen ihm und den Bauern geführt. Denn daß Luther bei seiner Halsstarrigkeit je nachgegeben hätte, wo es sich um seine Auffassung des Evangeliums handelte, der Fall ist nie dagewesen.

Dieser Punkt war die Leibeigenschaft. Luther hatte den Bauern geantwortet: „Die Leibeigenschaft aufheben wollen, wäre ein Artikel stark wider das Evangelium und räuberisch, weil damit jeder seinen Leib, welcher eigen worden, seinem Herrn nehme. Abraham und die Patriarchen haben auch Leibeigene gehabt und Paulus spreche, Gal. 4, daß in Christo Herr und Knecht ein Ding sei.“ Die Meinung des Apostels war aber gerade das Gegenteil von dem, was Luther herauslas. Paulus verwarf Priester und Priesterherrschaft und Aristokratie und nach ihm ging die reine Lehre Christi darauf, die Welt frei zu machen von den Sünden, in deren Banden er sie gefangen sah, und einen neuen Bund menschlicher Seelen zu stiften, darin alle als Kinder eines Vaters und als Brüder und Schwestern sich erbarmten. Wie war damit die Leibeigenschaft vereinbar? Wie mit dem, was Paulus an die Corinthier (I. 7, 21) schreibt: „Bist du ein Knecht berufen, sorge dir nicht; doch kannst du frei werden, so brauche deß viel lieber.“ Dem Christentum, welches bei seinem Erscheinen die Sklaverei vorfand, ist die Freiheit ein allgemeines Menschenrecht, ein Gemeingut aller nach dem Bilde Gottes Geschaffenen. Darum sagte Gregor der Große, welcher von 590 bis 604 auf dem päpstlichen Stuhle saß: „Gleich wie unser Erlöser, der Herr der ganzen Natur, die menschliche Natur angenommen hat, um uns aus der Bande der Knechtschaft zu erlösen und uns die ursprüngliche Freiheit zu schenken: so geziemt es sich auch, die Menschen, welche von Natur frei, aber durch das Völkerverrecht unter das Joch der Knechtschaft gekommen sind, durch Loslassung in den Zustand der ursprünglichen Freiheit zurückzuverzetzen.“

Gewiß, Luther war ein gewaltiger Mann, und das Recht der freien Forschung und Prüfung, das er erkämpfte, wird sein unsterbliches Verdienst bleiben. Wenn aber die Einseitigkeit, Halsstarrigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit denen er sein Ziel verfolgte, ihn Bedeutendes erreichen ließen, so brachten sie ihn doch durch die Trübung seines Blickes um den vollen Erfolg seines Strebens. Er war eben mehr Gefühls- als Verstandesmensch. Erklären sich daraus die revolutionären Anwandlungen seiner ersten Zeit, so erstand ihm aus der mystischen Richtung, die sein Gefühlsleben im Kloster genommen hatte, die Schranke seiner religiösen Erkenntnis. Diese Mystik ließ ihn die Zweifel, die ihm bei seinen religiösen Forschungen aufstiegen, als Ber-

suchungen des Teufels auffassen und der Sieg, den er über sie nach schweren Kämpfen davontrug, erregte nicht nur in ihm die Ueberzeugung, daß Gott durch ihn rede, sondern ließ auch seine Freunde, Verehrer und Schmeichler in ihm den Propheten, seine Gottesmann erblicken. Wie hätte er sich da nicht überheben und in Glaubenssachen für unfehlbar, die Ansichten seiner Gegner aber für ein Werk Satans halten sollen.

Naturgemäß übertrug er diese Anschauung auch auf das politische Gebiet. Dem Volke, aus dem er hervorgegangen, seinen Bedürfnissen, seiner Kraft durch das Klosterleben entfremdet, durch seinen Landesherrn ermuntert und behütet, mußte ihm die Klugheit raten, sein Werk auf die Gunst der weltlichen Fürsten zu stützen. Es war ihm daher alles daran gelegen, daß die Pfeiler der weltlichen Gewalt nicht umgestürzt wurden, und da Gott durch ihn die Wiedergeburt der Kirche wollte, diese aber nur mit Hilfe der weltlichen Fürsten durchzuführen war, so mußte es wiederum der Satan sein, der seine Gegner

aus der Bibel das Recht der Empörung auch gegen die weltlichen Fürsten herauslesen ließ. Hätte Luther anstatt auf diese auf das Volk sich gestützt, so würde aus der Bewegung seiner Zeit ein kirchlich und politisch einiges, freies und starkes Deutschland sich erhoben haben. Zudem er aus seinen eigenen Grundsätzen nicht die vollständige Folgerung zog, blieb die Reformation der katholischen Kirche gegenüber Stückwerk und seine Stärkung der nach Unabhängigkeit strebenden Fürstenmacht brachte über Deutschland, dessen Kaiserkrone zerbrechend, den grauenhaften dreißigjährigen Krieg mit seinem schrecklichen Gefolge von Despotismus, Zersplitterung, Ohnmacht und Schmach. Wenn heute nun der vierhundertste Geburtstag des Reformators dessen markige Gestalt wieder in den Vordergrund stellt und „Luther“ zur Lösung macht des noch unausgesprochenen Kampfes mit Rom, so meine ich, man soll über dem Lichte nicht den Schatten übersehen. Kritikallose Verherrlichung ihrer großen Männer schlägt den Nationen stets zum Unheil aus.

## Ueberlebsel.

(Niesformeln. — Opfergebräuche. — Liebesorakel. — Spiele. — Ueberlebsel bei den herrschenden Klassen.)

Von Max Valentin.

Unsere ganze heutige Weltanschauung ist durchtränkt von dem einen Gedanken, daß alles in und um uns, nicht nur die Pflanzen- und Tierwelt, sondern auch in erster Linie das gesammte menschliche Kulturleben einer stetigen Höherentwicklung unterliegt. Zelotische Theologen mögen es noch so oft verkünden, daß die Menschheit immer tiefer in Sünde und Elend versinken müsse: sie finden keinen Glauben mehr.

Freilich ist dieser Fortschritt zwar stetig, aber auch — viele werden dies zu ihrer größten Pein gefühlt haben — sehr langsam. Am allerwenigsten glaube man, daß jeder neue gesellschaftliche Zustand, jeder gesellschaftliche Neubau ein Werk aus einem Gusse sei, gleichsam wie einem neuen Schöpfergedanken entsprungen. Wie in unseren Städten inmitten der Mietkasernen und der heiteren Villen alte Türme und Mauern aufragen, die einst den Bürger vor Ueberfällen wahrten, jetzt aber zu der modernen Umgebung nicht passen wollen, weder nach ihrer Bestimmung, noch nach ihrer Bauart — so finden sich auch in unserem alltäglichen Leben vielfach noch Vorstellungen und Gebräuche, welche einer ferneren Kulturepoche angehören, aber ihr Leben mit erstaunlicher Zähigkeit bis auf unsere Tage erhalten haben. Manche dieser „Ueberlebsel“ sind bekannt, manche sind erst in allerjüngster Zeit — besonders von englischen Forschern — als solche nachgewiesen worden. Es lohnt sich wohl, an dieser Stelle näher auf einige einzugehen.

Woher stammt die, wie es scheint, jetzt allmählich verschwindende Sitte, beim Niesen einer Person „Gesundheit“ oder „Wohl bekomm's!“ zu wünschen? Das Volk hat in seiner Verlegenheit, den Ursprung dieses merkwürdigen Gebrauches aufzudecken, willkürlichen Legenden Glauben geschenkt, die irgend ein geschickter Fabulist zuerst erfand, die aber später den Charakter verbürgter historischer Wahrheit annahmen. Bei einer furchtbaren pestartigen Krankheit im Mittelalter, gegen die alle ärztliche Kunst hilflos war, soll das Niesen als Zeichen der Rettung vom Tode gegolten haben, erzählt der Volksmund. Seitdem wäre der freudige Ausruf oder der Glückwunsch, in den die Umstehenden ausbrachen, allgemein beibehalten worden.

Kenner des Altertums und Reisende, welche mit unzivilisierten Volkstämmen in anderen Erdteilen in Berührung kamen, haben schon lange den Irrtum dieser Erklärung gefühlt. So Hernando de Soto auf seiner berühmten Expedition nach Florida, als ihm ein Hauptling der Eingeborenen einen Besuch abstattete. Während dies geschah, fing der wilde Fürst plötzlich stark an zu niesen. „Die Herren, welche mit ihm gekommen waren und sich längs der Mauer der Halle unter den Spaniern aufgestellt hatten, neigten auf einmal alle ihre Köpfe, öffneten die Arme

und schlossen sie wieder und vollführten andere Geberden von großer Ehrfurcht und Achtung, begrüßten ihn mit verschiedenen Worten, aber alle kamen darauf hinaus, daß sie sagten: „Die Sonne behüte dich, sei mit dir, erleuchte dich, mache dich groß, schütze dich, begünstige dich, verteidige dich, mache dich glücklich, erhalte dich“ und andere Phrasen der Art, wie die Worte eben fielen, und dies Gemurmel dauerte eine gute Zeit, worauf der Gouverneur, welcher sich darüber wunderte, zu den Herren und Hauptlingen neben ihm sagte: „Seht ihr nicht, daß die ganze Welt eine ist?“ — Und der Geschichtschreiber fügt hinzu: „Dies wurde bei den Spaniern wohl bemerkt, daß bei einem so barbarischen Volke dieselben oder noch größere Zeremonien in Gebrauch seien, als bei denen, welche sich für sehr zivilisiert halten. Danach sollte man meinen, daß diese Art des Glaubens allen Nationen natürlich sei und nicht durch eine Pestilenz verursacht, wie man gewöhnlich annimmt.“

„Die ganze Welt ist eine,“ meinte de Soto, von seinem Standpunkt aus vielleicht etwas vorschnell. Auf Grund der neueren ethnologischen Forschungen aber müssen wir ihm, was die Verbreitung der Niesformeln anbetrifft, vollständig Recht geben. Wenn bei den Zuluskaffern einer krank ist, so fragen diejenigen, welche zu ihm kommen, ob er genießt hat oder nicht; hat er es nicht getan, so murren sie und sagen: „die Krankheit ist groß!“ Wenn ein Kind nieset, sagt man zu ihm: wachse! denn es ist ein Zeichen von Gesundheit. Wenn der König von Monomotapa (in Afrika) nieset, so laufen Segensrufe von Mund zu Mund durch die Stadt. In Guinea warfen sich im vorigen Jahrhundert, so oft eine angesehene Person niesete, alle Anwesenden zu Boden, küßten die Erde, klatschten in die Hände und wünschten ihm alles Glück und Wohlergehen. Die jüdische Niesformel lautet „Gutes Leben“. Wenn ein Hindu nieset, so sagen die Nebenstehenden „Lebe!“ und der Niesende erwidert: „Mit euch!“ Die Römer riefen „Salve“, wenn einer genießt hatte, und selbst Tiberius, der finstere Menschenfeind, beobachtete dieses Herkommen streng. Nach welchen Weltteilen, in welche historische Fernen wir unsere Blicke schweifen lassen, überall treffen sie auf zahlreiche Volkstämme, welche dem Niesen eine besondere Bedeutung zuerkennen.

Die Erzählung von der mittelalterlichen Pest ist daher von vornherein als erfunden zu bezeichnen. Andere Erklärungsversuche, wie sie bei den Griechen und bei den Juden auftauchen, verraten schon durch ihr mythisches Gewand, daß sie lediglich der Phantasie entsprungen sind. Der Einblick in das Seelenleben der niederen Menschheitsstufen, den uns die Wissenschaft — in erster Linie wiederum die englische Wissen-

schaft — in den letzten Jahren erschlossen, hat wie manches andere, so auch dieses Rätsel gelöst.

Der Wilde schreibt bekanntlich, ähnlich wie noch heute das naive Denken, alle Handlungen, alle körperlichen Bewegungen, welche er mit Bewußtsein vollzieht, einer in ihm wohnenden Seele zu. Er folgert daraus, von seinem Standpunkt aus ganz mit Recht, daß Bewegungen des Körpers, welche er nicht gewollt hat, durch eine fremde Seele hervorgerufen werden, durch einen fremden Geist, der in seinen Körper gefahren ist. Die lebhaften Bewegungen beim Tanz hat der Wilde selber gewollt, er führt sie auf seine eigene Seelentätigkeit zurück; die Bewegung beim Krampf, bei epileptischen Anfällen, bei Krankheit und Bewußtlosigkeit treten aber ohne seinen Willen ein: auch diese hat ein Geist hervorgerufen, aber nicht der eigene, sondern ein fremder. Krankheit, Epilepsie, Wahnsinn, ja sogar der Zustand der Veranschung sind für den Naturmenschen gleichbedeutend mit Besessenheit, und alle dagegen ergriffenen Mittel laufen in ihrer großen Mehrzahl auf Teufelsaustreibung hinaus. Der maßgebende Gesichtspunkt dabei ist, dem bösen Geist den Aufenthalt in dem Körper des Leidenden möglichst unangenehm zu machen. Die Juden pflegten in ihren früheren Zeiten zu diesem Zwecke einen schrecklichen Gestank zu erzeugen durch Verbrennen des Herzens und der Leber eines Fisches: durch solche Geisterbeschwörung wurde der Dämon Asmodeus ausgetrieben, der erst nach Ägypten floh, als er den Rauch „gerochen“ hatte. Von demselben Gedanken getrieben, hockt sich bei den kalifornischen Stämmen der Doktor dem Patienten gegenüber auf die Erde und bellt ihn, ganz wie ein wütender Kettenhund, mehrere Stunden lang an. Wohl nur in der Absicht, dem Eindringling seinen Wohnort zu verleiden, verordnen die Mediziner mit besonderer Vorliebe bei fast allen Völkern Dinge von unerträglichem Geruch und Geschmack — eine Neigung, die sich noch auf manchen unserer modernen Ärzte vererbt zu haben scheint.

Diese kleine Absehwelung sollte nur zeigen, daß der Wilde alle unwillkürlichen Bewegungen einem fremden Geiste zuschreibt, sei er nun gut oder böse. Auch das Niesen wird auf diese Weise erklärt. In vielen Fällen wird das ausdrücklich bestätigt. So von den Zulus. Wenn ein Zulu niest, so sagt er: „Nun bin ich gesegnet. Der Ibhlozi (Geist eines Ahnen) ist in mir; er ist zu mir gekommen. Laß mich eilen und ihn loben, denn er veranlaßt mich zu niesen.“ So lobt er die

Manen der Familien, und bittet um Vieh und Weiber und Segnungen. Das Volk aber erzählt von den Zaubern: Wenn ein Mensch im Begriff steht, ein Inyanga zu werden, so fängt sein Kopf an, Zeichen von dem zu geben, was gleich geschehen soll. Er verrät, daß er im Begriff steht, ein Wahrjager zu werden, indem er immer und immer wieder niest. Und die Menschen sagen: Nein! wahrhaftig, es sieht aus, als ob dieser Mensch im Begriffe wäre, von einem Geist besessen zu werden. — Die Rhonds schütten Gefäße voll Wasser über den Priester, den sie zu befragen wünschen. Niest er, so ist das ein Zeichen, daß der Geist in ihn gefahren ist, der ihn mit weissagender Kraft ausrüstet. In der gleichen Anschauung wurzelt wohl auch unser Aberglaube, daß eine Äußerung besonders glaubwürdig sei, wenn sie beniest wird: ein höherer Geist sagt durch den Niesenden gleichsam sein Ja und Amen dazu. Ähnlich betrachteten die Griechen das Niesen als gottgesandt. In der Odyssee ruft die „Klugen Penelopeia“ aus:

Es fehlt uns ein solcher Mann, wie Odysseus war, die Plage vom Hause zu wenden. Räm' Odysseus zurück in seine Heimat, er würde Bald mit seinem Sohne den Frevel der Männer bestrafen! — Also sprach sie; da nieste Telemachos laut, und ringsum Scholl vom Getöse der Saal. Da lächelte Penelopeia, Wandte sich schnell zu Eumaios und sprach lächelnd die geflügelten Worte:

Gehe mir gleich in den Saal, Eumaios, und rufe den Fremdling! Siehst du nicht, wie mein Sohn mir alle Worte beniest hat? Ja nun werde der Tod das unvermeidliche Schicksal Aller Freier, und keiner entfliehe dem blutigen Tode!

Diese Beispiele ließen sich häufen. Wir wollen hier nur zusammenfassend bemerken, daß der Niesegruß sich findet auf beiden Seiten in Afrika, in Polynesien, in Amerika und Europa, in Asien — in Indien, wie in Judäa und bei den moslemischen Stämmen. Die gebräuchlichen Redewendungen drücken nichts anderes aus, als Glückwünsche, daß ein guter Geist eingeleitet sei oder die Verehrung vor diesem Geist. Auf der Entwicklungsstufe der Wilden sind sie auch vollauf berechtigt, aber sie erhalten sich auch unter höherstehenden Nationen, welchen das Niesen von allem dämonenhaften Zauber entkleidet erscheint, als seltsam fremde Ueberbleibsel, für welche das Volk ratlos nach Erklärungen sucht, die es in allerlei willkürlichen Erzählungen und Mythen zu finden meint.

(Schluß folgt.)

## Die Schlacht von Lexington und der amerikanische Freiheitskrieg.

Von Wilhelm Bloß.

(Siehe Illustration Seite 184—186.)

Das war ein bedeutungsvoller Tag für die neue Welt drüben im Westen, der 19. April 1775. Nach jahrelangen heftigen Konflikten mit Englands Parlament und Regierung hatten die nordamerikanischen Kolonien endlich die Entscheidung der Waffen angerufen, denn eine andere gab es nicht mehr. Hatten doch beide Teile schon längst sich zum Kampfe gerüstet! In Boston lag der englische General Gage mit vier Regimentern, der den Auftrag hatte, den rebellischen Staat Massachusetts zu unterwerfen und zu züchtigen; im Innern aber rüsteten die künftigen Bürger der werdenden Republik sich zum Widerstand. An 12,000 Milizen waren gesammelt; man fabrizierte Pulver und schaffte Waffen herbei; in dem Städtchen Concord, das heute 12 000 Einwohner zählt, wurden die Kriegsvorräte aufgehäuft. Der englische General, welcher Massachusetts in Belagerungszustand erklärt hatte, wollte den Insurgenten keine Zeit lassen, sich länger zum Widerstand zu rüsten; er sandte eine Abteilung von 1800 Mann aus, um den Waffenplatz Concord zu überfallen und die dort befindlichen Vorräte und Waffen mit fortzuführen oder zu zerstören.

Auch sollte der Kongreß von Neu-England, der sich in Concord versammelt hatte, aufgehoben oder gesprengt werden.

Der Ueberfall gelang nicht, wie es beabsichtigt war, denn so geheim man auch die Vorbereitungen hielt, sie wurden in Boston doch bemerkt. Reitende Boten jagten durch das Land und riefen zu den Waffen, worauf sich ein gewaltiges Zufließen nach Concord erhob. Die kräftigen Farmer und Kolonisten verließen ihre Felder und Wälder und kamen bewaffnet herbei. Fehlte doch keinem die Kugel- oder Donnerbüchse, die sie sicher und geschickt zu handhaben wußten, mochten diese Waffen gleich von altmodischer Konstruktion sein.

Aber es galt auch die Engländer aufzuhalten, damit sich die Milizen bei Concord erst sammeln und die Vorräte in Sicherheit gebracht werden konnten. Mit nur 130 Mann stellte sich der amerikanische Kapitän Parker bei Lexington den Briten entgegen, und es kam am Morgen des 19. April 1775 dort zu dem Gefecht, das unser Bild darstellt.

Die englischen Rotröcke mögen sich wohl nicht wenig gewundert haben über die Gegner, deren selbstgehoffene Kugeln

ihnen bei Lexington um die Ohren pfeifen. Die Söldner des großen britischen Inselreichs waren eine stattliche Paradedruppe, und die hohen und schweren Bärenmützen mögen den armen Teufeln manchen unnötigen Schweißtropfen ausgepreßt haben. Die englischen Landheere hatten damals in Amerika einen leidlich guten Ruf; hatten sie doch erst 1759 vor Quebeck unter James Wolfe den großen Sieg über die Franzosen unter Montcalm erfochten, der die genannte Stadt in ihre Hände brachte!

Und was waren es nun für Leute, die sich ihnen bei Lexington teils hinter Berhauen und sonst gedeckten Stellungen, teils offen entgegenwarfen? In Schölers Briefwechsel werden sie folgendermaßen beschrieben: „Viele tragen schloweisse Perrücken mit Lämmerchwänzchen oder à la Abbé, und die Träger dieser Perrücken sind zumteil 50 oder 60 Jahre alt, aber man sieht ihnen den Ernst, weswegen sie ihre Donnerbüchse und das Pulverhorn ergriffen, an der Nase an, und besonders in Waldaffären ist mit ihnen gewiß nicht zu spaßen.“ Der Künstler hat dies auf unserem Bilde auch trefflich dargestellt. Da hat Jung und Alt zur Büchse gegriffen und feuert mutig auf den anrückenden Feind, dessen Mustetenjaben unter der kleinen Schaar der Freiheitskämpfer Tod und Wunden verbreiten. Der Widerstand wird fortgesetzt und die Heldenschaar erreicht ihren Zweck, den Feind so lange in Schach zu halten, bis die Vorrate in Concord in Sicherheit sind.

Lange freilich konnte der ungleiche Kampf nicht dauern. Sieben Tote verloren die Amerikaner, dann räumten sie ihre Stellungen, und die Briten rückten nunmehr unaufgehalten nach Concord vor, wo sie stolz als Sieger einzogen. Aber die Freude sollte nicht lange währen. Sie fanden nur zwei Geschütze vor; alles andere war fortgeschafft. Und plötzlich rückten von allen Seiten die amerikanischen Milizen, die jedes Dorf mit seinem Pfarrer ausgesandt hatte, gegen die Briten heran; diese erhielten ein so wirksames Gewehrfeuer, daß sie schleunigst Fersengeld gaben und sich gegen Boston zurückzogen. Sie wären gänzlich aufgerieben worden, hätte ihnen nicht General Gage Verstärkung entgegengeschickt, die sie aufnahm und nach Boston rettete. Die Engländer hatten bei dieser Affäre 273, die Amerikaner 49 Mann verloren.

Man hatte den bekannten Marsch „Yankee-Doodle“ seitens der Engländer zur Verspottung der Amerikaner geblasen. Jetzt schlug die Sache um, und wie einst die tapferen Geusen ihren Spitznamen, so nahmen die Amerikaner den Yankee-Doodle an und spielten ihn den Engländern vor. Die Engländer sollten den Spott gar bald sich abgewöhnen.

Die Affäre von Lexington hatte rein militärisch genommen keine sonderliche Bedeutung, allein ihr moralischer Eindruck war ein ungeheurer. Der erste Sieg in dem nun überall sich entspinneuden großen Kampfe war auf Seiten der Amerikaner, und das war nicht zu unterschätzen. Das steigerte den kriegerischen Entusiasmus der Amerikaner bis zur tollkühnen Tapferkeit. Von allen Seiten strömten der Revolutionsarmee Verstärkungen zu, und man schloß mit 20 000 Mann den General Gage in Boston so enge ein, daß er den größten Mangel litt. Am 17. März 1776 mußten die Engländer Boston räumen, und am 4. Juli desselben Jahres erfolgte die berühmte Unabhängigkeitserklärung in Philadelphia, wo die Vertreter der sieben in Aufstand befindlichen Staaten zu einem Kongresse zusammengetreten waren und wo sich am 4. Oktober der Staatenbund, d. h. die nordamerikanische Föderativrepublik, konstituirte.

Damit waren allerdings die Amerikaner noch lange nicht am Ziele, denn Alt-England machte gewaltige Anstrengungen, die große Insurrektion niederzuwerfen. Die Amerikaner, denen es vielfach an Geld und Waffen fehlte, hatten noch manche harte Niederlage zu überwinden und Ende 1776, als Washington, der berühmte Oberfeldherr der Revolution, über den Delaware zurückgehen mußte, sah es ziemlich verzweifelt aus. Aber Begeisterung und Ausdauer siegten über die britische Uebermacht; am 17. Oktober 1777 kapitulirte der englische General Bourgoyne bei Saratoga; 1778 kamen die Fran-

zosen unter dem später in der Revolution guillotinierten Götting den Amerikanern zu Hülfe; aber nach weiteren gefährlichen Schwankungen des Kriegsglücks zwangen Franzosen und Amerikaner den englischen General Cornwallis bei Yorktown zur Kapitulation, am 19. Oktober 1781. Damit war die Macht der Engländer auf dem festen Lande von Nordamerika so ziemlich gebrochen, wozu Frankreich, d. h. Ludwig XVI. und dessen Regierung, nicht etwa aus Vorliebe für eine nordamerikanische Republik, wohl aber um die englische Kolonialmacht zu schwächen, mitgewirkt hatten. Im Frieden zu Versailles wurde 1783 die Unabhängigkeit von 13 Provinzen festgestellt, die sie in einem Kriege erkämpft hatten, der 70 000 Mann und 135 Millionen Dollars gekostet hatte.

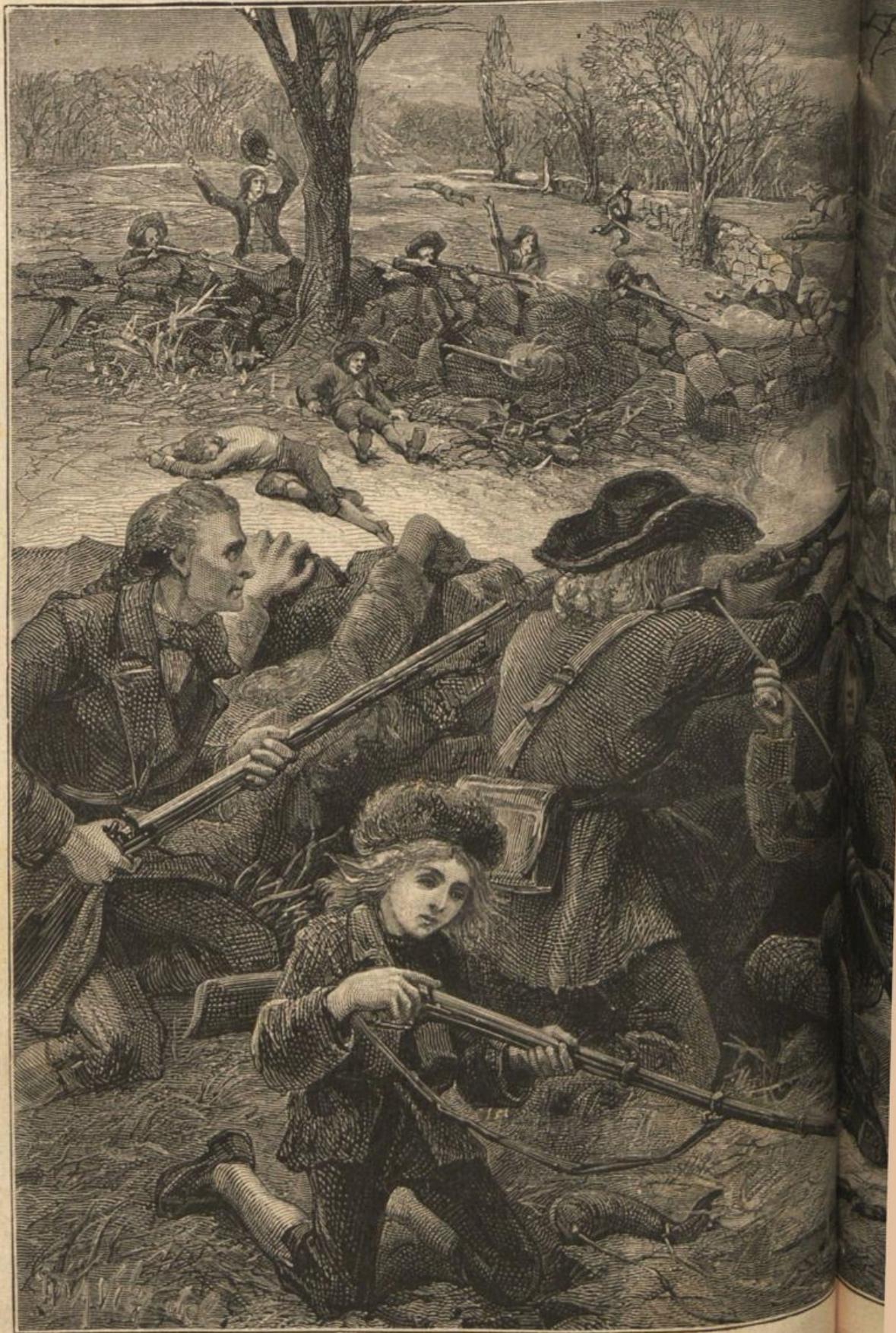
Es mag nicht uninteressant sein, die Streitkräfte zu betrachten, die sich in jenen wechselvollen und verlustreichen Kämpfen gegenüberstanden.

Die Vorurteile gegen die Bevölkerung Nordamerikas waren in jener Zeit unendlich stärker als heute; der europäische Zivilisations- und Kulturphilister nahm an, das Land sei bloß von wilden Indianern und von dem dorthin ausgewanderten „Abschaum“ der europäischen Nationen bewohnt. Zweifellos hatte die Auswanderung eine große Menge verummelter und verkommenen Leute, abenteuerlicher Existenzen und ruinirter Glücksritter nach Amerika gebracht. Die Regierungen hatten in Europa häufig Verbrecher begnadigt, wenn sie versprachen, nach Amerika auszuwandern. Sie würden es heute noch tun, wenn ihnen die Amerikaner nicht ihre Verbrecher zurückschickten. Im Ganzen und Großen aber brachte die Auswanderung wie heute eine Menge von arbeitskräftigen und auch willigen Leuten hinüber, die vor politischer und kirchlicher Unduldsamkeit flohen und die in Europa zum Märchen gewordene Freiheit in den amerikanischen Wäldern zu finden hofften. Andere hatten es satt bekommen, sich im alten Europa trotz angestrengtester Arbeit mit den elenden wirtschaftlichen Verhältnissen herumzuschlagen zu müssen. Sie segelten hinüber, um einen Acker zu finden, den sie bebauen könnten, um von dem Ertrag zu leben, ohne mit unerträglichen Abgaben und mit drückenden Frohndiensten belastet zu sein. Nicht alle fanden, was sie suchten; aber viele, vielleicht die meisten, fanden es. Aus diesen Elementen waren jene zahlreichen Schaaren von Kolonisten zusammengesetzt, die immer weiter nach Westen vordrangen und blühendes fruchtbares Ackerland schufen, wo früher finsterner Urwald gestanden. Es war ein mächtiges Stück Kulturarbeit, das diese Europäer verrichteten und der europäische Kulturphilister hat schon deshalb keinen Grund, hochmütig auf sie hinabsehen zu wollen. Im Kampf mit den Naturgewalten in der Einsamkeit der Wälder und Prärien und in den durch eigene Arbeit geschaffenen besseren Verhältnissen wurde aus dieser Bevölkerung, in der sich ursprünglich manche zweifelhaften Elemente befanden, ein starkes, rauhes, fleißiges und freiheitsstolzes Geschlecht, welches bald das europäische Joch abschüttelte. Die alte Einfachheit und Einsamkeit, die man in Europa längst nicht mehr kannte, kam drüber in den Wäldern wieder zum Vorschein. Der heutige Yankee hat freilich nichts mehr von dem an sich; man sieht, daß die moderne Zivilisation nach weit mehr Richtungen hin unvorteilhaft wirkt, als ihre blinden Verehrer eingestehen wollen.

Unmenslich betrogen sich die weißen Kolonisten gegen die Ureinwohner, gegen die Indianer. Die Indianer lebten von Jagd und Viehzucht; sie mußten den Ackerbauern weichen. Man nahm ihnen brutal ihr Eigentum weg. Daher jene grausigen Kämpfe zwischen den Weißen und den Rothhäuten, die auch in den Befreiungskämpfen mißspielten.

Wenngleich oft von einer puritanischen und fanatischen Frömmigkeit, so dachte die neu sich bildende Gesellschaft doch nicht daran, die Negerklaverei abzuschaffen. Der Paragraph der Unionsverfassung, welcher alle Menschen gleichstellt, war also von vornherein eine Heuchelei, die durch das immer mehr verrohende Sklavenhaltetum drastisch genug illustriert wurde.

Man sieht, die neue Gesellschaft hatte schon bei ihrem Entstehen Schattenseiten genug. Diese wurden im Laufe der Zeit,





als die moderne Zivilisation sich drüben mehr ausbreitete, zahlreicher und größer. Der Besitz begann sich zu konzentriren; an die Stelle der alten Einfachheit trat die Korruption, an Stelle der Genügsamkeit die Habsucht und die Jagd nach Gewinn. Die Bevölkerung ward zahlreicher und es entstand eine Konkurrenz im Kampf ums Dasein, bei der der Eine den Andern roh und rücksichtslos unter die Füße trat. Die Abhängigkeit vom Besitz, kurz die ganzen Mängel der modernen Gesellschaft traten auch drüben zu Tage, wenn auch die politische Freiheit erhalten blieb.

Aber der Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner setzte die besten Geister der ganzen gebildeten Welt in Bewegung, umso mehr, da er gerade mit jener Periode zusammentraf, die in der Gedankenwelt Europas eine mächtige Umwälzung mit sich brachte. Wir meinen jene philosophische Umwälzung im 18. Jahrhundert, die hauptsächlich in Frankreich vor sich ging und bis in die höchsten Kreise vordrang. So mußte es eine Menge von Schriftstellern, Staatsmännern und Militärs geben, welche die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung nicht vom Standpunkt des beschränkten Europäers, sondern als das praktische Gegenstück zu dem in Europa neu aufgetauchten Ideenzirkel betrachteten. Das war zwar nicht ganz der Fall, aber man sah es so an, und so kam es denn, daß der berühmte Benjamin Franklin, der Staatsmann der amerikanischen Erhebung, sogar an europäischen Fürstenhöfen mit unbegrenztem Jubel empfangen und daß der Name des Revolutionsgenerals Washington in allen Ländern verehrt wurde. Selbst im englischen Parlament fanden sich Leute, welche die Amerikaner in Schutz nahmen; schon 1766 hatte der ältere Pitt die Kühnheit gehabt, zu sagen: „Es freut mich, daß Amerika Widerstand geleistet hat!“

Aber es blieb nicht bei Sympatiebezeugungen in Worten. Es eilte eine ganze Anzahl von Europäern herbei, um den Amerikanern ihre Dienste anzubieten. Berühmte und glänzende Namen finden sich in der langen Reihe dieser kosmopolitischen Freiheitskrieger, Namen, die man später in den großen Kriegen und Umwälzungen Europas wieder findet. Aus England kam Thomas Paine, der zum berühmten Philosophen gewordene ehemalige Korsettmacher, der mit Feder und Schwert für die Sache der Freiheit kämpfte und dem später die französische Republik das Bürgerrecht verlieh, von dem er aber nur Gebrauch machte, um als Girondist eingekerkert zu werden; aus Frankreich kamen Rochambeau, Custine u. a. mit den französischen Hilfstruppen, freiwillig aber der junge Lafayette, dessen Anschluß an die Sache der Freiheit in ganz Europa Aufsehen machte. Indessen bat Lafayette später den König Ludwig XVI., wie er in seinen Memoiren erzählt, für seine „republikanischen Schwärmerien“ um Verzeihung, denn dieser „Held zweier Welten“ hatte die sonderbare Eigenschaft, unter der Republik Monarchist und unter der Monarchie Republikaner zu sein. Aus Polen kamen Koszciusko, der der erste Held seines Vaterlandes werden sollte, und Pulawski; aus Deutschland kam der früher in französischen Diensten gewesene Oberstleutnant von Kalb, ein geborener Bayer, der für die junge Republik sein Leben ließ und in der Schlacht von Camden 1780 mit eilf Wunden bedeckt fiel. Ihm wurde in Annapolis ein Denkmal errichtet. Weiter kam aus Deutschland der Oberst von Steuben, gebürtig aus Magdeburg, der früher in preussischen und badiſchen Diensten gestanden und den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte. Dieser tüchtige Soldat, der erst Generalinspektor der Armee, dann Generalstabschef bei Washington war, erwarb sich die größten Verdienste um die Organisation der für die Unabhängigkeit kämpfenden Heere. Unter seiner kundigen und energischen Hand wurden aus den ungeordneten und zusammengewürfelten Schlachthäufen nach und nach kriegsharte Bataillone, die gleich alten gedienten Truppen kämpften. Friedrich Rapp schildert in seiner Biographie Steubens, wie es drüben aussah, als Steuben ankam. Er erschrak fast, als er die halbnaekten und schlechtbewaffneten Leute sah, mit den langen struppigen Haaren und den fanatischen Gesichtern, die er zu kriegstüchtigen Soldaten machen sollte. Aber er fand,

daß das Material ganz gut sei, und es gelang ihm über Erwarten.

Wir können sie nicht alle aufzählen, die drüben für die Sache der Freiheit fochten und bluteten. Ihr Andenken ist von dem dankbaren Amerika geehrt worden. Es waren viele Deutsche darunter; leider aber spielte Deutschland, oder vielmehr einzelne deutsche Staaten und Regierungen in jenem Kampfe noch eine andere Rolle und zwar keineswegs eine ehrenvolle.

Das ländergierige und reiche England bot alle seine Mittel auf, um seinen Kolonialbesitz zu behaupten, und da die Engländer noch das Werbesystem hatten, das englische Volk sich aber nur zum ganz geringen Teil gegen Amerika amwerben ließ, so kauften die Engländer bei einigen kleinen deutschen Fürsten die nötigen Mannschaften. Der Menschenhandel ward in aller Form abgeschlossen, nachdem selbst Rußland ihn abgelehnt hatte. Dieser Menschenhändler war in Deutschland schon lange Zeit üblich gewesen und die meisten Staaten hatten sich daran beteiligt. England zahlte an deutsche Fürsten, namentlich an die von Hessen-Kassel, Hanau, Waldeck, Braunschweig, Anspach und Zerbst etwa 1 800 000 Rthl., wofür ungefähr 30 000 Mann abgegeben wurden, von denen man einen großen Teil vorher einfangen mußte. Württemberg bot 1777 auch 3000 Mann an, aber der Handel kam nicht zustande. Erst 1787 kamen württembergische Truppen nach dem Kap der guten Hoffnung, wozu Schubart sein berühmtes Kamplied dichtete. Von den 30 000 Mann, die in Amerika fochten, kehrten etwa 17 000 zurück. Für jeden erschossenen Soldaten wurde ein besonderes Entschädigungsgeld gezahlt, weshalb der Landgraf von Hessen seinen General in einem Briefe tadelte, weil in einer Schlacht nicht genug von seinen Hessen gefallen waren. Schiller hat in seinem Drama: „Kabale und Liebe“ diesem Menschenhandel ein furchtbares und unauslöschliches Brandmal aufgedrückt. Vom Markgraf von Anspach erzählt man, daß, als die von ihm eingefangenen und an England verkauften Soldaten zu Döhlenfurt am Main menterten, er selbst herbeieilte und mit gespannter Büchse in der Hand den Weitertransport bewachen half.

Doch genug hievon. Diese gezwungenen Feinde der Amerikaner waren begreiflicherweise nicht sehr für ihre Mission begeistert, daher zumteil die Mißerfolge der englischen Generale. Es lag in der Herbeiziehung solcher Truppen vielleicht eine Bürgschaft für den Sieg der Amerikaner, während in Europa sich Hessen und Braunschweiger, aus denen vorzugsweise die Mietstruppen bestanden, immer gut geschlagen haben.

Der Krieg wurde mit vielen Grausamkeiten geführt, was namentlich dem Umstande zuschreiben war, daß auch Indianer, sowohl im Dienste der Amerikaner als der Engländer, daran teilnahmen. Namentlich die mit den Engländern verbündeten Indianer hausten unmenschlich.

Zum Schluß wollen wir als merkwürdig das Manifest hierher setzen, welches der Kongreß der sieben Staaten an die an England verkauften deutschen Truppen richtete. Dasselbe war unterzeichnet von John Hancock als Präsident, von William Thomson als Sekretär, und lautete:

„Christliche Herren und Mitbrüder! Da unsere unverfälschten Feinde, die Minister von Großbritannien, es für unmöglich halten, mit ihren eigenen und unwilligen Truppen uns zu bekriegen, so haben sie sich an Eure Landesherren gewendet, welche Euch ihnen überlassen, um durch Euren Beistand wahrscheinlicherweise den grausamen Entwurf, uns zu unterjochen und zu Sklaven zu machen, ins Werk zu setzen. Da wir für nichts anderes streiten, als was Natur, Vernunft und die britische Konstitution erfordern, so sind wir völlig berechtigt und können es mit der größten Freude tun, unsere Sache den Händen desjenigen zu empfehlen, der Gerechtigkeit ausübt und den Unterdrückten hilft. Wir haben uns an den Himmel gewendet; daher fürchten wir uns nicht vor dem, was uns Menschen tun können. Ja, da unsere Feinde sich äußerst bemühen, uns zu Grunde zu richten, halten wir es für unsere Schuttpflicht, uns an Euch zu wenden und Euch bei allem was heilig

ist zu beschwören, daß ihr überlegt, wie Ihr dereinst vor dem schrecklichen Gerichte Gottes das unschuldige Blut, das Ihr vergießen müßet, verantworten wollet, wenn Ihr Euch entschließet, unseren Feinden beizustehen. Ihr könnt keine Ursache zur Beleidigung von unserer Seiten haben. Wir haben Euch niemals das Geringste zu Leid getan; Ihr wußtet auch nichts von den unglückseligen Ursachen unserer Streitigkeiten. Da Ihr aber doch mit unseren Feinden an diesem Kriege, der weder nach den Gründen des Christentums, noch nach den Gründen der Weisheit und Ehre kann verteidigt werden, Teil nehmet, so hoffen wir, Ihr werdet nichts zur Unterdrückung eines bedrängten Volkes beitragen. Eure Landsleute fanden, da sie zu Haus gedrückt wurden, in Amerika eine Freistadt zur Sicherheit und genießen auch jetzt derselben, unter dem Schatten ihrer eigenen Weinstöcke und Feigenbäume, in der vollkommensten Freiheit. Wir

bieten Euch ebendaselbe an. Alle die, welche die Waffen niederlegen und sich mit uns vereinigen wollen, sollen hinlänglich Land bekommen und es sollen ihnen alle Bequemlichkeiten, nebst der gänzlichen Befreiung von allen Abgaben auf zehn Jahre verschafft werden. Ihre sollet alle Vorrechte der eingeborenen Amerikaner und die vollkommenste Freiheit der Religion haben. Wenn aber keine der angeführten Ursachen eine Wirkung hat und Ihr noch ferner unseren Feinden beistehen werdet, so werden wir Euch nicht als Leute von Ehre und als Soldaten betrachten und unseren Leuten die schärfsten Befehle erteilen, keinem von Euch Quartier zu geben."

Ueber die Wirkung dieser Proklamation ist uns nichts bekannt. Die am Schlusse enthaltene Drohung, keinem der deutschen Mietjoldaten Quartier zu geben, blieb Drohung; sie ist nicht ausgeführt worden.

## Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Görlich.

(7. Fortsetzung.)

"Er geht," rief seine Frau, die sich vergeblich von der ängstlichen Leopoldine loszumachen suchte, „er wird mir entkommen, und ich werde ihn nicht überführen können! Daran sind Sie schuld, weil Sie mich hinderten, ihm zu folgen!"

Sie stand nun wirklich auf; aber Leopoldine erhob sich ebenso rasch und hielt unausgesetzt die Hand der Rätin fest.

"Sie werden mich doch nicht allein lassen?!"

"Verfolgen Sie nur Ihre eigene Sache selbst weiter!" sagte die Justizrätin sehr ärgerlich, da sie fürchtete, ihren Mann nicht mehr einholen zu können.

"Nein, nein, ich weiche nicht von Ihrer Seite!" rief Madame Senger.

"Die beiden Damen sind schon zu Ende?" fragte Georg, da er die Damen sich erheben sah, herantrat.

"Beste Freundin, ordnen Sie die Rechnung," herrschte die Rätin sehr bestimmt Leopoldine zu, „ich darf meinen Vorteil nicht aus den Händen lassen!"

Darauf stürzte sie hinaus und eilte ihrem Manne nach.

Leopoldine blieb in größter Verlegenheit allein zurück, rechnete mit dem Kellner und legte das betreffende Geld auf den Tisch. Als dies geordnet war, schlug sie den Mantel fester um ihre Schultern und wollte ihrer alten Freundin folgen. Gerade, wie sie die Hand auf das Schloß der Glastür legen wollte, sah sie draußen ihren Gatten erscheinen. Entsetzt zog sie ihre Hand wieder zurück; an ein Verlassen des Saals war nun nicht mehr zu denken, denn sie wäre ihrem Manne gerade entgegengelauften.

Als Georg, der sich nach der Entfernung Leopoldinens so gleich an das Aufräumen des von den beiden Damen besetzt gewesenen Tisches gemacht hatte, die erstere wieder zurückkommen sah, glaubte er, daß dieselbe irgend eine Sache vergessen habe.

"Vermissen die gnädige Frau etwas?" fragte er.

"Nein, nein," stammelte sie in höchster Verwirrung, „geben Sie — mir noch eine Tasse Tee!"

"Eine Tasse Tee? Zu Befehl!"

Er rückte ihr den Stuhl hin und eilte darauf hinaus, um den bestellten Tee zu holen.

Leopoldine hatte sich wieder gesetzt. Sie befand sich in wahrer Todesangst vor einer möglichen Entdeckung durch ihren Gatten, der unmittelbar, nachdem sie von der Tür zurückgetreten, ihr in den Saal gefolgt war.

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß alle Tische im Saal besetzt waren, nur nicht die an der Türwand stehenden.

Herr Senger hatte einen der nächsten gewählt und befand sich nur wenige Schritte von seiner Frau entfernt. Er forderte eine Lacksmajonaise und eine Flasche Champagner, erhielt beides und entfortete zunächst den Schaumwein. Augenscheinlich hatte er die Absicht, längere Zeit zu verweilen.

Die Lage Leopoldinens war wirklich bedauernswert; nach all den Gemütsregungen zitterte sie nun noch für sich, als ob sie selbst sich auf falschen Wegen befunden hätte.

Als der Kellner ihr die verlangte Tasse Tee brachte, erbat sie sich auch noch eine Zeitung. Sobald sie diese erhielt, gab sie sich den Anschein eifrigen Lesens, wodurch ihr längeres Verweilen weniger auffällig erschien. Sie war fest entschlossen, nicht eher ihren Platz zu verlassen, als bis sich ihr Mann entfernt hatte. Mehr als alles andere fürchtete sie seinen Zorn; sie war so sehr gewohnt, nur nach seinem Willen zu leben, daß ihr der Gedanke, sich ihm zu erkennen zu geben, auch nicht im entferntesten in den Sinn kam.

Plötzlich trat Baron Warren ein.

Es war ihm sehr peinlich, als er Senger erblickte; gern wäre er umgekehrt, aber es war zu spät, er war bereits von jenem bemerkt worden.

Mit stummer Verbeugung und etwas verlegenem Lächeln nahm er einen Stuhl neben Senger ein.

Leopoldinens Lage wurde immer fataler. Sie sah wie eine Maus in der Falle.

Senger bot dem Baron ein Glas Champagner, das dankend abgelehnt wurde, indem Herr von Warren vorgab, von Kopfschmerz geplagt zu werden. Verschiedene Fragen, die Senger an den jungen Mann richtete, wurden einsilbig beantwortet.

"Sie kommen mir ganz verändert vor," begann Senger die Unterhaltung und schlug sich plötzlich vor die Stirn, als ob er sich erst jetzt darauf besinne, „ah richtig, wir haben uns ja noch garnicht seit heute Morgen wiedergesehen, seit dem Abenteuer mit der schönen Engländerin, die Sie begleiten mußten!"

Der Baron hatte seine ganze Selbstbeherrschung nötig, um die Form höflicher Konversation zu beobachten. Er war nur in das Hotel gekommen in der Hoffnung, durch ein glückliches Ungefahr der Geliebten seines Herzens heute noch einmal zu begegnen. Die vorgerückte Stunde verbot ihm allerdings, persönlich bei ihr vorzusprechen, aber die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, sie im Speisesaal das Souper einnehmen zu sehen, wo er dann Gelegenheit gehabt hätte, sie ohne Auffälligkeit zu begrüßen.

"Die Dame scheint gegen Sie eingenommen zu sein," erwiderte er zögernd, „doch hoffe ich, daß diese gegenseitigen Mißstimmungen sich bald ausgleichen werden!"

"Das glaube ich nicht," sagte Senger mit dem Tone der Ueberzeugung, „ich bin ihr in ihren Absichten für die hiesige Residenz jedenfalls viel zu unbequem, als daß sie nicht in ihren Verdächtigungen gegen mich auf alle Weise fortfahren sollte. Es ist eben eine von jenen Damen — —"

"Von jenen Damen?!" unterbrach der Baron ihn heftig, „was wollen Sie damit sagen?"

Senger lächelte mit großer Ueberlegenheit, verbeugte sich sehr artig gegen den Baron und fuhr mit vollendeter Feinheit, durch welche leiser Spott nur ganz unmerklich hindurchdrang, fort:

„Ich wollte damit sagen, daß ich die Frauen überhaupt nur in zwei Klassen teile und auch nur zweierlei Benehmen gegen sie beobachte. Ein kluger Mann, der Welterfahrung hat, liebt die geistreichen Frauen, heiratet aber nur die beschränkten! Baron, die schöne Fremde scheint mir durchaus nicht einfältig zu sein!“

In diesem Augenblick schallte scharfes Klingeln vom Korridor her in den Saal. Bald darauf erschien Mohrmann, der, nach allen Seiten grüßend, auf den Oberkellner zuschreiten wollte.

In diesem Vorhaben wurde er aber durch das wunderbare Benehmen der Anwesenden gestört. Mehrere Gäste, gegen die er sich verneigt hatte, lachten ihm laut in das Gesicht, so daß er sich bestürzt umsah, da er sich die allgemeine Heiterkeit bei seinem Erscheinen nicht erklären konnte. Noch verwirrter wurde er, als Senger, ganz gegen seine Gewohnheit, lebhaft aufsprang, ihn am Arm ergriff und vor einen Spiegel führte.

Mohrmann erschraf. Ihm starcte ein fremdes Antlitz aus dem Spiegel entgegen, ein wahres Mohrengezicht. In äußerster Verlegenheit erkannte er, daß er, mit schwarzem Schornsteinruß bedeckt, wirklich beinahe für einen Neger gelten konnte.

Eiligt entfernte er sich aus dem Saale, um sich zu säubern und seinem Gesichte die in Europa übliche Hautfarbe wieder zu geben.

Das Klingeln wiederholte sich so anhaltend, daß alles aufmerksam wurde. Der Oberkellner eilte hinaus, um nachzusehen, ob einer von den Zimmerkellnern seine Pflicht versäumt hätte. Als er die Treppe hinaufgekommen war, sah er, daß an dem Haus Telegraphen sich die Klappe mit der Zahl „drei“ geöffnet hatte. Das war die Nummer des Zimmers, welches Mistreß Jonston bewohnte. Er fand diese Dame schon in der geöffneten Thür ihres Gemaches im eifrigen Gespräch mit dem Zimmerkellner. Letzterer zuckte ratlos die Achseln.

„Was befehlen die gnädige Frau?“ fragte Kaps, indem er näher trat.

„Ich kann nicht mehr in meinem Zimmer bleiben,“ sagte Mistreß Jonston hustend, „der Kamin raucht unerträglich.“

Kaps ging in das von der Engländerin bewohnte Gemach und fand es derartig mit Qualm angefüllt, daß ein Aufenthalt in demselben allerdings unmöglich war. Er öffnete die Fensterflügel, um frische Luft hereinströmen zu lassen.

„Das wird Ihnen nichts helfen,“ sagte Mistreß Jonston, „ich habe bereits dasselbe versucht, aber nichts damit erreicht.“

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau,“ erwiderte Kaps, „für diese ärgerliche Störung, die ich mir nicht erklären kann; augenscheinlich kommt der Qualm von oben, die Abzugsröhre scheint verstopft zu sein! Vielleicht haben Sie die Güte, sich einstweilen in den Speisesaal hinab zu begeben, ich Sorge dafür, daß Sie so schnell wie möglich Ihre volle Bequemlichkeit wieder genießen.“ Darauf eilte er die Treppe hinab, um das Nötige zu veranlassen.

Mistreß Jonston ging mit verhaltenem Atem, da der Rauch trotz der offenen Fenster sie empfindlich peinigte, noch einmal in ihr Zimmer zurück, warf einen Shawl um die Schultern, verschloß ihre Koffer und begab sich verstimmt nach dem Speisesaal.

Als Baron Warren sie eintreten sah, sprang er auf und eilte ihr entgegen.

„So habe ich gegen Erwarten heute noch einmal das Glück, Sie zu sehen!“ flüsterte er ihr zu, und seinen Augen war nur zu deutlich anzusehen, daß er von dem Glück nicht nur sprach, sondern es auch wirklich empfand.

„Aber sehr gegen meinen Willen,“ entgegnete sie, „man vertreibt mich fast mit Gewalt aus meinem Zimmer! Auf dieser Reise verfolgen mich große und kleine Unannehmlichkeiten in ununterbrochener Reih.“

Sie ließ sich in der Mitte des Saales nieder. Der Baron

stand in ehrfurchtsvoller Erwartung vor ihr, ob sie ihm einen Platz anbieten würde. Sie winkte freundlich mit der Hand, worauf er den Stuhl neben ihr einnahm. Dann teilte sie ihm mit, weshalb sie ihr Zimmer hatte verlassen müssen.

Leopoldine zitterte heftig, als sie die Engländerin eintreten sah; ihr Blut drang ungestüm zum Herzen, alle Qualen der Eifersucht erwachten aufs neue und geschärften Sinnes beobachtete sie von der Seite das Benehmen ihres Mannes, den sie in jedem Augenblick sich der Verhafteten nähern zu sehen fürchtete.

Dieser Fall trat aber nicht ein. Senger blieb im Gegenteil unbeweglich auf seinem Platze; ein gewisses Behagen, ein Gefühl der Befriedigung schien ihn zu ergreifen, als er Mistreß Jonston eintreten sah, wenigstens verriet nichts äußerlich an ihm den Haß, der ihn gegen seine Feindin erfüllte.

Jetzt kam auch Mohrmann, dessen Gesicht wieder in gewohnter Weiße glänzte, mit Kaps in den Saal zurück und schien dem Berichte, den ihm sein Oberkellner abstattete, mit größter Aufmerksamkeit zu lauschen. Er schüttelte, wie bedauernd, den Kopf, und trat mit tiefer Verbeugung an Mistreß Jonston heran. Sehr erfreulich klang seine Eröffnung gegen die Dame nun gerade nicht. Der Kaminfeuer hatte den Rauchfang, der aus dem Kamin in Mistreß Jonstons Zimmer emporstieg und auf dem Boden in die große Feuerreife mündete, total verstopft gefunden. Auf unbegreifliche Weise waren wollene und ähnliche Stoffe, wie es der Brandgeruch deutlich verriet, in das Heizrohr vom Boden aus hineingeraten, so daß ein Emporstiegen des Rauches unmöglich wurde. Der Schornsteinfeger hatte zwar gemeint, daß dieses Hindernis in einer Stunde zu entfernen sein möchte, Mohrmann wünschte aber, daß dies bis morgen bleiben sollte, da das damit verbundene Geräusch in der späten Abendstunde die andern Gäste seines Hotels stören könnte. Nun sei das ganze Hotel bis auf zwei Parterrezimmer von Reisenden besetzt; kein Kammerchen leer, so sagte wenigstens der Herr des Hauses, doch diese beiden Zimmer wollte er Mistreß Jonston mit Vergnügen zur Disposition stellen.

Mistreß Jonston neigte den Kopf zum Zeichen des Einverständnisses. Sie mußte noch froh sein, daß der Hotelier diesen Ausweg vorgeschlagen hatte, da ihr schon der Gedanke gekommen war, das Hotel gänzlich verlassen zu müssen. Baron Warren erbot sich sogleich, das Herabtragen ihrer Sachen zu übernehmen, was sie aber dankend ablehnte. Ihre Koffer waren verschlossen worden, ehe sie hinabging, und das wichtigste ihres Besizes, die rote Mappe mit den Dokumenten, hatte sie unter den Falten des sie umhüllenden schottischen Plais verborgen. So blieb sie mit dem Baron in ruhigem Gespräch sitzen und sah, wie ihre Koffer und Hutschachteln an der Glastür vorbei in ihr neues Logis transportirt wurden.

Die beiden, jetzt für sie von Mohrmann bestimmten Salons waren große, elegant eingerichtete Räume, welche unmittelbar links hinter dem Hausportal ihren Eingang hatten. Die vier Fenster dieser beiden Zimmer lagen neben der Thür des Hotels nach der Straße zu. Da man von dem Trottoir aus leicht in diese Zimmer hineinsehen konnte, waren sie außer den großen Vorhängen von schwerer Seide noch mit kleinen, reichgestickten Tüllgardinen verhüllt. Außerdem hatten sie hölzerne Fensterladen, die zur Nachtzeit geschlossen wurden. Das erste Gemach war als Empfangsalon, das zweite als überaus luxuriöses Schlafzimmer eingerichtet.

Mistreß Jonstons Gepäck hatte dort bereits seinen Platz gefunden und nun war das Stubenmädchen beschäftigt, das Schlafgemach zur Aufnahme der Dame für die kommende Nacht in Bereitschaft zu setzen. Das Mädchen wollte die Fensterladen des Schlafzimmers nach gewohnter Weise schließen; mit dem einen gelang es ihr, an der andern fehlte die eiserne Krampe. Das Mädchen drückte die Lade gegen die Scheibe, daß sie geschlossen schien; in Wirklichkeit blieb sie nur angelehnt und war ohne Anstrengung und geräuschlos leicht aufzustoßen.

(Fortsetzung folgt.)

# Sehnsucht.



Es wogt und rauscht das wilde weite Meer  
Und düst're Wolken ziehen drüber her.  
Tief sinnend blickt hinaus die blasse Frau,  
Ob sie am Horizont kein Segel schau'.

Und träumend steht auf ihrem Arm das Kind,  
Wie ihm zu Füßen Well' auf Well' zerrinnt.  
Es lauscht der Wasser Tosen Tag und Nacht,  
Die ihm den Vater noch nicht heimgbracht.

Ach, häm sein freundlich Segel bald in Sicht!  
Es heult der Wind, jedoch er bringt es nicht!

A. C.

## Allerlei zur Frage der literarischen Produktion.

Zwanglose Plauderei von Egon Alt.

(Schluß)

„So wollen wir denn, Wertgeschätzer,“ fuhr ich in meiner Auseinandersetzung mit dem literarischen Freibeuter fort, „von den Gänsefüßen, für welche Sie sich — begreiflicher- und verzeihlicherweise — auf das lebhafteste interessieren, zu jenen andern übergehen, die Sie auch begreiflicher- aber unverzeihlicherweise konsequent ignorieren. Sie wissen es so gut als ich: Ich meine jene kleinen, unscheinbaren, trotzdem aber ungemein bedeutungsvollen Häkchen, welche die Aufgabe haben, in Schriftwerken aller Art diejenigen Partien zu bezeichnen, die der Autor irgendwoher entlehnt hat.“

Der Pirat mir gegenüber lief ungeduldig und ärgerlich im Zimmer auf und ab.

„Aber ich bitte Sie,“ unterbrach er mich, „das ist doch dem Publikum ganz gleichgültig, aus welcher Fabrik unsereiner seine Gedanken bezieht, wenn sie nur was taugen. Herr Publika will amüsiert sein, — ein stottgeschriebenes Feuilleton, in dem ein pikanter Einsfall den andern jagt, ist sein Hauptpläsir. Die vertrackten Gänsebeine und die langweiligen Bemerkungen unter dem Text: ‚Siehe Werk so und so, pagina da und da,‘ würden ihn nur stören. Und dann bedenken Sie um Gotteswillen die Konkurrenz. Heute streitet mir niemand ab, der mich kennt, daß ich einer der gewandtesten, unerschöpflichsten Feuilletonisten bin. Wenn ich nun von morgen ab in mich gehe und gewissenhaft die tausend Quellen angebe, aus denen meine Unerschöpflichkeit gespeist wird — — dann kann mirs jeder dumme Junge nachmachen. Das Rezept zu der Sauce, in der ich die überall, oft mit vieler Mühe zusammengelesenen Geistesbrocken servire, ist auch bald erschnüffelt, — was dann? Soll ich mir durch die Konkurrenz die fünf oder höchstens zehn Pfennige, welche ich für die Zeile bezahlt erhalte, etwa bis auf einen Pfennig hinab schmälern lassen? Wenn der Preis meiner Arbeiten noch mehr gedrückt wird, als es ohnehin geschieht, muß ich verhungern, und wenn ich schmiere, wie man Stiefeln schmiert. — Apropos, da gleich auch ein Beispiel, wie sich ihre gänsebeinige Gewissenhaftigkeit anzunehmen würde: „Schmiere, wie man Stiefeln schmiert,\*) Anmerkung unter den Text: Platen, Verhängnisvolle Gabel, Seite so und so. Wie ein Stachelschwein mit Stacheln würde so ein Artikel mit Gänsefüßen und Notensternehen geziert sein — —“

„Freilich,“ entgegnete ich langsam, und ich fühlte, daß sich meine Laune erheblich zu verdüstern begann, „aber woher kommt das? Einmal ist es eine Folge des Mangels an Originalität, unter dem heutzutage ein großer Teil unserer Literatenvelt leidet, zum andern ist es der unverantwortlich leichtfertigen und lächerlichen Schreiberei geschuldet, mit der sich ein nicht minder großer Teil der Leute, die sich Journalisten und Schriftsteller nennen, genügen läßt, und das eine wie das andere geht hervor oder schließt sich, darin haben Sie recht, ganz passend den jämmerlichen materiellen Verhältnissen an, unter denen heute noch alles das schriftstellern muß, was sich noch keinen großen Namen erworben hat oder durch Glück und Gunst in den Hafen einer Redaktion eingelaufen ist.“

Mein Gegenüber blieb vor mir stehen.

„Also, da gebens Sie's ja zu — die pekuniären Verhältnisse — darum vogue la galère — —“

„Halt, Bester, — wenn ich auch weiß, wie der Straßstaub entsteht, so werde ich doch diejenigen nicht für sauber halten, die mit allem Behagen den Staub auf sich ablagern lassen und immer da zu finden sind, wo er am dicksten ist. Ein anständiger Mensch, den die Verhältnisse dazu drängen, anders als nobel zu handeln, wehrt sich dagegen, gibt sich ihnen nicht gefangen, sondern sucht sie mit saurem Schweiß, unter empfindlicher Seelenpein zu überwinden, und daß immer mehr Leute tapfer gegen die Mißere unserer literarischen Zustände ankämpfen, darauf beruht die Zukunft mindestens unserer Tages-

und sonstigen Zeitschriftstellerei! Denn es ist eine Mißere, in der wir tief darin stecken, viel tiefer, als das Publikum ahnt. Wie werden heute nur gar zu oft nicht bloß Zeitungs- und Journalartikel, sondern auch Broschüren und Werke, ungeheuer gelebt aussehende Bücher gemacht! Wenn ich Ihnen heute den Auftrag übermittelte, werter Doktor, ein zweibändiges wissenschaftliches Werk über irgend etwas in der Welt, — seien es die amerikanischen Sprachen oder die Kulturgeschichte des Hosenknopfes zu schreiben, so werden Sie ohne Besinnen, falls ich Ihnen nur ein lockendes Honorar zusichere, darauf eingehen und werden nur fragen, genau wie der Schneider, bei dem ich mir ein Paar Hosen bestelle: Bis wann muß es fertig sein? Und wenn ich antworte: In zwei Monaten, — so werden Sie sagen oder denken: Alleinigkeit! Bei der affenartigen Geschwindigkeit, mit welcher ich die Feder über das Papier gleiten zu lassen gewohnt bin, bringe ich spielend täglich einen Druckbogen fertig, macht dreißig Druckbogen im Monat, sechzig in zwei Monaten, also wird das Werkchen sehr hübsch dickleibig werden und den Bildungsphilistern, für die es bestimmt ist, ungeheuer imponieren. Alsdann rennen Sie spornstreichs auf eine große Bibliothek, lassen sich der Bequemlichkeit halber, um nicht erst selbst die mächtigen Kataloge durchsehen zu müssen, vom Bibliothekar die Hauptwerke über den fraglichen Gegenstand nennen und geben, und flugs geht das Ausschreiben, zum Teil auch sicher das wörtliche Abschreiben los. Natürlich sind die beiden dicken Bände noch etwas vor Ablauf der bestimmten Frist fertig, denn hinter Ihnen stand mit der Hezzeitche die atra cura des dringendsten Honorarbedürfnisses, und die Welt ist um ein Werk reicher über einen wissenschaftlichen Gegenstand, von dem der gelehrte Autor, in sehr vielen Fällen, ehe er darüber schrieb, nicht eine Silbe Ahnung hat. Ist es nicht so, mein Bester?“

Der Doktor kratzte sich hinter den Ohren. „Es ist nur gut, daß Sie niemand weiter hört — —“

„Leider ist es oft noch schlimmer,“ fuhr ich fort. „Sich oft geben Sie und Ihresgleichen sich nicht einmal die Mühe, mit Hilfe eines kundigen Bibliothekars möglichst gutes Material über Ihren Gegenstand sich zu verschaffen, sondern Sie nehmen was Ihnen gelegentlich der Zufall in die Hände spielt. Nehmen wir an, Sie fänden irgendwo eine geist- und kenntnisreich geschriebene Broschüre, welche eine allgemeininteressante Zeitfrage behandelt, aber schon vom Büchermarkt verschwunden und sehr wenig oder sogar gar nicht bekannt geworden ist. Ich würde zehn gegen eins, Sie werden die besten Stellen daraus nehmen, ein wenig vom eigenen Senf, d. h. die allezeit fertigen Phrasen dazutun, vielleicht noch aus einer anderen Broschüre oder einigen Zeitungsartikeln etliche Gedanken oder Abschnitte dazutun und im Handumdrehen ist eine neue Broschüre, wahrscheinlich mit einem pikanteren und sensationelleren Titel als die erste, auf dem Markte. Was ist nun die Folge solcher Art „literarischer Produktion“? Vielerlei. Zunächst, daß nicht nur auf dem bezüglichen Wissensgebiete nichts neues geliefert worden ist, sondern daß zweifelsohne von dem alten Guten, das in jenen Büchern oder Broschüren steckte, mancherlei, oft sehr viel verdorben und verloren gegangen ist. Ein Vertiefen in die wissenschaftlichen Werke, ein Prüfen derselben, ein Versenken in den Geist des Autors lag weder im Plane noch in dem Vermögen des wie mit Dampfkrast nachschriftstellenden Literaten. Wie ihn die Gedanken seines Autors auf den ersten Anblick ersahnen, so gab er sie überall da wieder, wo er nicht wörtlich abschrieb, und wo er das tut, da blieb ihm immer noch durch die Gewirpung und Verknüpfung der Gedanken Gelegenheit übrig, Spreu zwischen den Weizen, Mißverständnisse und Unsinn mit dem Originals hineinzustreuen. So erhält das Publikum nicht nur zwei-

mal gemünztes Geld, sondern eine vielfältig mit unedlen Metallen verlegte, in Wahrheit nichtsmuzige Legirung vorgelegt, läßt sich jedoch in seinem Mangel an Sachkenntnissen und geblendet durch die gestohlenen Gedankenblitze sehr oft verführen, das elende Gemengsel für lautere Wahrheit anzunehmen, es zu seinem geistigen Eigentum zu machen, und, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, darüber mit Gott und aller Welt herumzustritten. Das Publikum ist also zunächst der Genasführte und Geschädigte.

Aber das Publikum ist der geschädigte Teil nicht allein.

Der verständige, gewissenhafte Schriftsteller leidet noch viel empfindlicher unter solch verächtlicher Wirtshaft.

Er kann mit einem so produzierenden literarischen Zigeuner auf die Dauer nicht konkurriren, und wenn er so viel Wissen, wie zehn unserer größten Gelehrten zusammen und so viel Genie als Lessing, Schiller, Goethe, Shakespeare miteinander besäße, denn er wird unter allen Umständen mindestens langsamer produzieren als jene.

Die Herren Buchhändler und Redakteure aber brauchen und bevorzugen in erster Reihe fixe und „gut versirte“ Schriftsteller, und die Redakteure nehmen sich oft keine Zeit, die Buchhändler sind meist wissenschaftlich dazu nicht befähigt, die Manuskripte, welche ihnen zur Aufnahme in ihre Zeitschrift oder zum Verlag zugehen, einer ernstlichen wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen.

So gelangt denn in den meisten Fällen zur Veröffentlichung, was auf Bestellung flott geliefert wird und bei oberflächlicher Betrachtung geeignet erscheint, dem Publikum zu gefallen oder gar zu imponiren.

Der Dichter sagt:

Die Weltgunst ist ein Meer, —  
Darin versinkt was schwer,  
Was leicht ist, schwimmt daher.

Ebenso ist es vielfach in der Literatur, zu deren und des gesammten Volkes ungeheurem Schaden.

Der achtbare, gewissenhafte Schriftsteller steht nun nicht blos in der Schwierigkeit seines Produziens hinter den Preßpiraten zurück, sondern er ist vornemlich in den Augen des Buchhändlers auch noch in bezug auf den Preis, den er für seine Arbeiten fordern muß, gegen jene im Nachteil.

Was leicht und rasch zusammengelesen wird, kann zu so jämmerlichen Preisen, wie sie heutzutage für literarische Arbeiten gezahlt werden, gern abgegeben werden, was aber mühselig und langsam geschaffen wurde, kann nur der zu Schleuderpreisen hergeben, welcher uns Brot überhaupt nicht arbeitet.

So wird denn auch einer Plutokratie im Reiche des Gedankens das Feld bereitet. — Der opulent honorirte Universitätsprofessor, dem seine wissenschaftliche und politische Anschauungsweise, oder wenn nicht diese, so sein Karakter gestatten, sich mit den herrschenden Gewalten in Staat, Gesellschaft und Kirche auf guten Fuß zu stellen, muß alsdann in allen wissenschaftlichen Zeitschriften die erste Geige spielen, wenn nicht allein herrschen, während es der arme Teufel, welcher kein Vermögen und aus politischen oder andern Gründen keine Anstellung hat, weder zu einem auskömmlichen Verdienst noch zu Ansehen und Namen in der Schriftsteller- und Gelehrtenwelt bringen wird, mag er auch noch zehnmal gelehrter und arbeitamer sein, als der auf dem goldenen Boden der Bunsstgelehrsamkeit stehende Konkurrent.

Mein literarischer Zigeuner hatte indes immer deutlichere Zeichen seiner Ungebuld gegeben, endlich platzte er los:

„Aber, mein Bester, das weiß ich alles so gut wie Sie. Sie konstatiren Tatsachen und diese Tatsachen zwingen mich, genau so zu schriftstellern, wie ich es tue. Wäre ich einer von Ihren anständigen und gewissenhaften Schriftstellern, so wäre ich im Meere der Weltgunst, um mich so poetisch auszudrücken, wie es Ihnen beliebt, längst versunken, und auch nicht der lumpigste Regenjant nähme mehr einen literarischen Knochen von mir zwischen die Zähne.“

„Nur still gehalten, Bester, und nicht das Kind mit dem Bade verschüttet,“ entgegnete ich. „Sie ignoriren absichtlich, daß ich ausdrücklich betonte, so wie ich es schilderte, sehe es

vielfach aus in unserer Literatur, aber keineswegs überall. Neben den zu oberflächlicher, leichtfertiger Arbeit genötigten oder geneigten Redaktionen gibt es auch solche, die es mit ihrer Aufgabe sehr ernst nehmen, neben den mangelhaft befähigten und nur auf Gewinn erpichten Buchhändlern gescheite und nicht ordinär selbstsüchtige, neben den vielen mit dem Strome länderlicher Bücher- und Artikelschreiberei schwimmenden Literaten gar manchen, der ohne Ermatten gegen ihn ankämpft. Und jeglicher, der auch nur auf eine Spur von Achtung Anspruch hat, sollte und müßte auf der Seite dieser Minoritäten sein, — Minoritäten sind es freilich, — eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Menschen, die sich ihren schmalen Lebenspfad nur unter beständigen Kämpfen durch das Dickicht der Daseinschwierigkeiten zu brechen vermag; aber das sage ich Ihnen, wer Ehre im Leibe und Geist im Schädel hat, der fühlt sich tausendmal wohler in den dünnen Reihen dieser Minderheit als in dem Gewühl des großen Haufens, der verkehrte Zustände für sich ausbeutet und der Trägheit und Unwissenheit des Publikums ein bequemes Leben zu danken hat. Die unfähigen und unwissenden Literaten, die überschwüßigen Kommiss und die verbummelten Studenten, die schiffbrüchigen Existenzen verschiedensten Herkommens, die sich kurz vor dem Versinken im Strudel des Lebens an das Tintenfaß klammerten, — sie mögen literarische Diebe sein und bleiben, aber die besseren Elemente, die geistig hervorragenden und nicht gerade auf der tiefsten Stufe materieller Daseinsmöglichkeit stehenden — sollten unter allen Umständen sich niemals zu einer literarischen Unehrllichkeit herbeilassen.

Und, sehen Sie, Bester, fuhr ich nach kurzem Innehalten, das mein etwas finster dreinblickendes Vis-à-vis diesmal nicht mit einer Bemerkung ausgefüllt hatte, fort, nun komme ich wieder auf die besagten Gänsefüße. Der anständige Schriftsteller kann, wird und muß gleichfalls schöpfen aus den reichströmenden Quellen der Literatur vor ihm und rings um ihn her. Es beweist schier ungläubliche Albernheit, wenn jemand verlangt, der Schriftsteller solle „ganz und gar Original“ sein. Und doch ist solche Albernheit nichts Seltenes. Ich empfang z. B. vor einer Reihe von Jahren, just als ich mich eifrigst in das Studium der englischen Philosophie vertieft hatte, häufig den Besuch eines alten Herrn, der, Deutscher von Geburt, es in der spanischen Armee zum Offizier gebracht hatte und auf seine alten Tage wieder nach Deutschland zurückgekehrt war. Wiederholt hatte er die augenscheinlich uralten Quartbände auf meinem Arbeitstische mit Interesse von außen betrachtet und zugehört, wie ich daraus und darüber ganze Hefte voll Exzerpte und Bemerkungen schrieb. Eines Tages fragte er: Was sind denn das eigentlich für Bücher? In der Ueberzeugung, daß ein gebildeter Mensch näherer Erklärung nicht bedürftig sei, antwortete ich: Das da ist Lockes Versuch über den menschlichen Verstand und das andere Humes Untersuchung über den gleichen Gegenstand, beide in der Tennemannschen Uebersetzung. Moderne Werke sind es nicht? fragte er weiter. Jetzt kam mir die Bildung des spanischen Kriegsmanns auch etwas spanisch vor, aber ich begnügte mich leise lächelnd zu erwidern: Nein, aber ganz 200 Jahre ist noch keines alt. Etliche Wochen nachher vernahm ich, daß der alte Herr, der inzwischen seine Besuche bei mir gänzlich eingestellt hatte, über mich mordsmäßig umherräsonnirte: ich gehöre auch zu dem nichtsmuzigen Literatenvolke, das jeder Originalität bar sei und sich nur mit fremden Federn schmücke; er selbst hätte mich jetzt oft genug dabei ertappt, wie ich die uraltesten Schmöler, die kein vernünftiger Mensch mehr lese, hervorhole und daraus meine Weisheit zusammenschreibe, statt selbständig zu schaffen, u. s. w. Solcher böshafter Urteilslosigkeit kann man denn meines Erachtens auch nicht besser begginnen, als wenn man die Art und Weise des schriftstellerischen Schaffens in seinen Arbeiten für jeden nicht ganz Blödsinnigen erkennbar hervortreten läßt. Denjenigen Schriftsteller, der, was er durch vielseitiges und gründliches Studium zu seinem geistigen Eigentum gemacht hat, in selbständiger Formulirung und mit eigenen Gedanken durchsetzt und ausgebaut, ohne allen Hinweis

auf die Quellen, aus denen er schöpft, in Abhandlungen oder größeren Werken wiedergibt, kann gewiß kein Vorwurf unredlichen Schaffens treffen. Aber er erregt oder unterhält erstens bei den mindergebildeten und denkschwachen unter seinen Lesern die törichte Einbildung, daß er alles oder mindestens das meiste, was er da gibt, aus sich selbst habe, zweitens erschwert er den geistig Höherstehenden das eingehendere Studium des Gegenstandes, der ihm selbst am Herzen liegt, und die gewiß allezeit notwendige und dankenswerte Prüfung, ob er das Material, was ihm vorlag, aufs beste benutzt und ausgebeutet, ob ihm nicht hie und da doch Mißverständnisse mituntergelaufen sind und ihn zu falschen Schlüssen verführt haben. Endlich zeigt er nicht, wie er es könnte, wenn er selbst ein wahrhaft tüchtiger Mensch ist, dem Racheifernden, dem jungen schriftstellerischen und wissenschaftlichen Nachwuchs, wie schriftstellerisch produziert werden kann und soll und wo die vielen unerfahrenen Literaturbarte den Most des Wissens holen sollten, der in ihnen zu edlem Weine sich auszugähren vermag.

Der langen Auseinandersetzung kurzes Resumé ist also: Man schreibe, wenn man sich nicht selbst mit den literarischen Spitzbuben untersten Ranges auf gleiche Stufe stellen will, nie etwas nieder, von dem man weiß, daß es sich bei irgend einem literarischen Vorgänger findet, ohne die vielgenannten Gänsefüße, und wo es sich um irgendwie bedeutsame Mitteilungen, Gedanken, Urteile und Forschungsergebnisse handelt, da gebe man möglichst genau, so daß jeder Mensch, der lesen kann, die Angabe durch Nachschlagen leicht zu kontrolliren vermag, die Quelle an.

Tun das immer mehr Schriftsteller, auch von denen, die für Zeitschriften Arbeiten leichteren Genres liefern, sofern diese nur nicht ganz des wissenschaftlichen Charakters entbehren, so wird das Publikum beständig an Einsicht in das Wesen schriftstellerischen Schaffens gewinnen und der Kulturverderb des Literaturdiebstahls immer mehr an Terrain verlieren; ehrliche Schriftstellerei wird an Ansehen und materiellem Erfolge reicher und das Abschriftstellern eine verachtete und brodlose Kunst werden.

Wöchten Sie mit ihrer trefflichen natürlichen Begabung an diesem Werke nicht auch lieber mitarbeiten? fragte ich den schließlich ganz andächtig gewordenen Zigeuner.

Ich will es ehrlich versuchen, erwiderte er und reichte mir die Hand.

Ich verlor ihn bald nachher für längere Zeit aus den Augen. Ob er den ehrlichen Versuch wirklich gemacht hat, weiß ich nicht. Daß er ihm auf die Dauer nicht gelungen ist, ob schon er gerade ihm bei erstem Willen hätte gelingen müssen, weiß ich sehr wol. Er ist heute Literaturpirat und bei den Leuten ob seiner famosen Feder beliebt wie ehemals.

Wenn er diese Zeilen zu Gesicht bekommt, wird er wahrscheinlich die Achseln zucken und wiederholen, was er mir dereinst gesagt:

„Der will immer noch nicht einsehen, daß der Mensch nichts besseres ist und werden kann, als auch — eine Spottgeburt aus Dreck und Feuer.“

Und das werde ich — allen literarischen und anderen Spitzbuben der Welt zum Troz — auch niemals einsehen.

## Poetische Aehrenlese.

### Sturm.

Von Julius Rodenberg.

Der Regen rauscht, es saust der Sturm —  
Nun komm, laß uns zum Aeere gehn,  
Und laß uns von dem Hafenturm  
Hinunter in die Tiefe sehn.

Die Alöve kreischt — der weiße Gischdt  
Spritzt häuserhoch und zischt und beißt,  
Und mit des Sturmes Heulen mischt  
Das Meer sich, das den Damm zerreißt.

Die Kette bricht, die Luke kracht,  
Und Woge stürzt auf Woge schwer,  
Und durch die schrecklich finstre Nacht  
Scheint fern ein schwaches Licht im Meer.

Das Licht, das kommt vom Lootsenschiß —  
Da liegen sie im Rettungsboot,  
Und hinter ihnen liegt das Schiß  
Und vorn und um sie liegt der Tod.

Die braune schaumbedeckte Faust  
Ruht auf dem Steuer festgeballt;  
Es lauscht das Ohr vom Sturm unsaufst,  
Ob fern kein Hilferuf erschallt.

Kein Hilferuf; kein Notlicht flirrt —  
Der Sturm hat alles schon verzehrt.  
Die Brigg, die fern auf See geirrt,  
Hat er schon in den Grund gekehrt.

Das Kauffarteischiff, das von Brest  
Passiren wollt' den Aermelsund —  
Die Kohlenbark von Englands West —  
Es liegt schon alles auf dem Grund.

Der Lampenwärter schürt den Brand  
Im Hafenturm und blickt aufs Meer —  
Er lehnt sich auf den Eisenrand  
Und seufzt: „O daß es Morgen wär!“

## Ein Ehepaar.

Weihnachtserzählung aus dem Proletarierleben in London.

Von H. Radow.

(Schluß.)

Was ich jetzt noch zu erzählen habe, habe ich nicht selbst mit erlebt, sondern erst später durch Freunde und Zeitungsnachrichten erfahren.

Am nächsten Morgen 5 Uhr erwachte Bill und obgleich der Kopf ihm recht schwer war, schlüpfte er doch in seine Kleider, ging in den Hof, wo in einem kleinen Stall sein Esel und Karren stand, schirrte an und fuhr nach Spitalfields Market, um seinem Geschäft nachzugehen.

Sobald er wieder auf seinem Karren saß, erinnerte er sich all seiner Vorfälle, — daß er noch einmal Droschenkutscher werden wollte mit eigenem Pferd und Wagen und seiner Polly das Leben so angenehm als möglich machen möchte; daß er sie schon gestern Abend geschimpft hatte oder gar hatte schlagen wollen, wußte er garnicht; gesagt hatte sie es ihm nicht, sie schlief noch fest, als er fortging; er hörte sie auch nicht, wozu auch?

Während der nächsten paar Monate ging alles so ziemlich gut, von Zeit zu Zeit verzürnte sich Bill einmal mit seiner Polly, was dieser dann gewöhnlich ein blaues Auge eintrug, doch wurde immer bald wieder Friede geschlossen und das momentan verunzierte Auge war bald wieder gesund und auch vergessen.

Eins nur machte Bill manchmal besonders verdrießlich, doch glücklicherweise stimmte Polly in diesem Punkte mit ihrem Manne überein, seine Schwiegermutter konnte er nicht leiden, denn erstens hatte sie ihr Wort nicht gehalten, das als Hochzeitsgeschenk versprochene Waschgeschirr war nie gekommen, und zweitens hatte sie die üble Gewohnheit, immer Sonntags gerade zur Mittagszeit zum Besuch zu kommen.

Das war fatal, man mußte ihr doch einen Platz am Tisch anbieten, und dann hatte sie immer einen gesunden Appetit, was gewöhnlich die Portionen für Bill und Polly bedeutend verkleinerte.

Doch man mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, denn ungefahr vier Monate nach der Hochzeit schenkte Polly ihrem Bill einen kleinen Sohn und da konnte man die Mutter gut gebrauchen.

Dieser Gang der Dinge ist hier etwas sehr gewöhnliches; der einzige Unterschied zwischen Bill und Polly und andern jungen Leuten bestand eben nur darin, daß sie vier Monate vor der Geburt des Kindes zum Standesamt gegangen waren.

Polly war natürlich überglücklich und stolz auf ihren Sohn und trug ihn, sobald sie nur erst wieder genesen war, bei all' ihren Freundinnen herum, welche das kleine Ding natürlich alle allerliebste fanden, so daß Polly zuletzt wirklich glaubte, sie besitze das schönste und feinste Baby (Beebi) in ganz London.

Fein war es in der Tat, nur zu fein, so daß man wohl schwerlich an das Gedeihen des Kindes denken konnte, wenn nicht die allergrößte Sorgfalt angewandt wurde, und was verstand davon die arme Polly, das sechszehnjährige Ding; und wenn sie es verstand, konnte sie diese Sorgfalt üben, verfügte Bill über die notwendigen Mittel? Sicherlich nicht.

Und imgrunde genommen, war denn soviel an dem Aufwachsen von Pollys Liebling gelegen? Was ist denn in der Regel das Loos dieser Kinder der Armen, der ganz Armen?

Als Säugling unverständige Behandlung seitens der Mutter, als Folge davon Krankheiten; als Kind Einsamkeit und Wandern von Hand zu Hand, weil Mutter wie Vater arbeiten müssen; als Mann Armut, vielleicht Laster und endlich — Galgen oder Gefängnis, im glücklichsten Fall das Armenhaus.

Einige Wochen waren vergangen, als Bill plötzlich wahrzunehmen glaubte, daß in die Vaterfreuden doch einige recht bittere Behrmutstropfen gemischt seien.

Seine Schwiegermutter und andere nannten es den „Segen“, für ihn war es schon eine „kleine Kröte“, die ihn Nachts nicht schlafen ließ und soviel Geld kostete.

Das Geld konnte er gar nicht alles aufbringen, seine und Pollys beste Kleider wanderten zum Pfandleiher, um nur für den „kleinen“ eine Säugflasche, etwas Leinwand u. s. w. kaufen zu können.

Polly suchte zu allem diesen das beste Gesicht zu machen, sie hungerte selbst, um nur das Notwendigste für den Liebling anschaffen zu können, ohne dafür immer Geld von Bill verlangen zu müssen.

So ging der Kampf ums Dasein fünf Monate fort, um welche Zeit Polly den kleinen Sohn nicht mehr so oft ihren Liebling nannte, Bill ihn aber geradezu als eine Last betrachtete.

Unterdes hatte sich der November bemerkbar gemacht, und zwar in einer recht unangenehmen Weise, so daß man auf einen ziemlich harten Winter rechnen konnte.

Bill arbeitete mit aller Anstrengung und hatte schon die hier üblichen Vorbereitungen zum Weihnachtsfest getroffen.

Er war einem Gänseklub und einem Bierklub beigetreten, wodurch ihm die Möglichkeit wurde, gegen einen kleinen wöchentlichen Beitrag zu Weihnachten eine fetter Gans und eine Gallone Bier zu bekommen, so daß, wenn ihnen nicht geradezu ein besonderes Unglück zustieß, sie ein vergnügtes Weihnachtsfest feiern konnten.

Es sollte anders kommen.

Eines Abends sahen Bill und Polly am Kamin, in dem ein tüchtiges Feuer brannte, das jedoch seine Wärme nur höchstens zwei bis drei Fuß im Halbkreis um den Kamin verbreitete, im übrigen war das Zimmer kalt und ungemütlich.

Draußen war recht schlechtes Wetter, der Wind heulte und pfiß kalt zu allen Fenstern und Türzugen herein, weshalb denn Polly auch so nahe als möglich ans Feuer rückte, um wenigstens das Baby möglichst warm zu halten.

Sie sprachen gerade von Weihnachten, sie sprachen jetzt kaum etwas anderes; Polly erzählte ihrem Bill, wie sie die Gans zubereiten würde, und dieser hörte andächtig zu und schnalzte ab und zu mit der Zunge, als hätte er schon den fetten Bissen im Munde. Da ging plötzlich die Tür auf und herein trat Joe, Bills Stalljunge, ein Kind von zwölf Jahren, ein jener unglücklichen Geschöpfe, die nie Vater oder Mutter gekannt haben und buchstäblich auf der Straße aufwachsen. Joe hatte zumteil vom Mitleid, zumteil vom Mundraub gelebt, schlief in offenen gelassenen Torwegen oder unter Eisenbahnbrücken, bis ihn eines Tages Bill fand und ihn aus Mitleid mitnahm. Von da an hatte er „Engagement“. Bill gab ihm vier Pence pro Tag und erlaubte ihm außerdem mit dem Esel den Stall als Schlafstelle zu teilen. Welch' Glück für den armen Kerl; er war auch erkenntlich dafür und hing mit rührender Treue an Bill und seinem Esel.

Man sah es ihm an, als er eintrat, er hatte seinem Herrn nichts Gutes zu melden; sein Blick, voll Schreden und Trauer, schien sagen zu wollen: nun muß ich wohl wieder auf die Straße gehen.

Endlich trat er einen Schritt näher zu Bill und preßte die Worte hervor:

„Meister, unser Esel liegt im Sterben, es scheint ihm sehr schlecht zu sein.“

Als wenn eine Ratte plötzlich Bill gebissen hätte, so sprang er auf von seinem Stuhl und war auch schon in der nächsten Minute im Stall.

Da lag der Esel, sein ganzes Kapital, zähneklappernd und vor Frost den ganzen Körper schüttelnd; offenbar, es war keine Hilfe mehr, nur noch wenige Minuten und das arme Vieh hatte seinen letzten Atem ausgehaucht.

Polly war ihrem Manne gefolgt, auch Charley, der Kompagnon, war gekommen, und so standen sie alle um das Strohlager, um das Sterbelager des Esels.

Joe war niedergekniet und streichelte den Hals des armen Tieres. Sein bester Freund, mit dem er seit einigen Monaten das Nachtlager geteilt hatte, lag im Sterben, und sein Sterben bedeutete für ihn wieder die ärgste Not und das schlimmste Elend.

Auch die andern hatten ihre Hoffnung auf den Esel gebaut, er sollte ihnen durch den Winter helfen, ihnen ein fröhliches Weihnachtsfest schaffen. Jetzt war er tot.

Am nächsten Morgen wurde Rat gehalten und beschlossen, da das Geld zum Ankauf eines neuen Esels nicht aufzutreiben war, das Kompagniegeschäft aufzulösen und das Inventar zu verkaufen.

Was nun machen, das war die große Frage, die es zu entscheiden galt.

Charley, Bills Kompagnon, war schnell entschlossen, er kaufte sich einen Schuhwischkasten, Bürsten etc. und etablierte sich an einer Straßenecke neben einem Wirtshaus als Schuhputzer, nachdem er sich dazu die polizeiliche Erlaubnis eingeholt hatte.

Bill hatte andere Pläne, er meinte, er müsse eine Stelle suchen und finden, als Hausknecht, Ausläufer oder irgend dergleichen.

Der arme Junge wußte nicht, wie schwer es in London fällt, eine solche Stelle zu suchen, zumal die erste Stelle, ohne Zeugnisse, ohne Empfehlungen und dazu obendrein im Winter.

Bier lange Wochen hatte er Tag für Tag gesucht, ohne Erfolg, überall vertrieben oder — abgewiesen.

Sein sehr kleines Kapital war trotz aller Sparsamkeit bald aufgezehrt, da — endlich fand er Arbeit.

Ein mitleidiger Theaterdirektor engagierte ihn als wandelnde „Litschfäule“. — Zwei Plakate auf Bretter geklebt wurden ihm an Riemen über die Schultern gehängt, so daß eins am Rücken, eins vorn über der Brust herunterhing. So mußte er durch die Straßen wandern, um dem Publikum die Theateranzeigen entgegenzutragen.

Das war zwar keine Hausknechtsstelle, aber es war doch etwas, er bekam dafür pro Tag einen Schilling.

Einen Schilling pro Tag und davon Frau und Kind ernähren — in London.

Keine Feder kann beschreiben, was das heißen will.

Wo waren all die schönen Hoffnungen hin, wo die Gans und das Bier für Weihnachten!

Hunger war das Loos für Bill, Hunger für Polly und den kleinen „Liebling“.

So ging es einige Wochen fort, der arme Bill hungerte, er war schon so schwach, daß er kaum noch die Bretter tragen konnte, seine Polly und das Baby verkümmerten vor seinen Augen mehr und mehr und er hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, ins Armenhaus zu gehen, wenn es ihm nicht bald gelänge, mehr zu verdienen.

Da endlich in der ersten Woche des Dezember fand er einen Freund, der ihm helfen wollte, aber nicht ohne Bedingungen. Bill hatte sich lange gestraubt, aber immer wieder sah er seine hungernde Polly, sein dahinsiechendes Kind vor sich. — Da endlich gab er nach.

Eines Abends kam er mit diesem Freund nachhause, welcher als Abschlagzahlung für Polly ein Brot und etwas Würst mitgebracht hatte. Die beiden Männer setzten sich in eine Ecke des Zimmers und stützten miteinander, Polly saß in der andern Ecke am Tisch, das Brot lag vor ihr; aber wie war es denn, sie hatte doch Hunger, und doch — essen mochte sie nicht, sie beobachtete die beiden Männer, hören konnte sie nichts, aber sie ahnte nichts Gutes.

„Nun wollen wir gehen,“ sagte endlich Bills Freund, und sich zu Polly wendend, setzte er hinzu: „wir werden bald wieder da sein,“ damit verließ er das Zimmer.

Auch Bill stand auf und reichte Polly die Hand. „Adje Polly,“ sagte er, und küßte sich und küßte sie auf die kalte Stirn.

Polly stand mit einemmale auf ihren Füßen, hing am Halse ihres Mannes und sagte: „Bill, bleib bei mir, geh nicht mit diesem Manne, er hat ein böses Gesicht, ich fürchte, du begehst etwas Schlimmes, bleib bei mir!“

„Laß mich los, Polly,“ sagte Bill, „ich kann nicht länger warten, fürchte nicht für mich, ich werde bald wieder da sein.“

„Oh, bleibe bei mir!“ wiederholte Polly und umschlang ihn fester. Da steckte der Freund wieder den Kopf durch die Türspalte und rief: „Na, Bill kommst du bald?“

Bill machte sich los von Polly und im nächsten Augenblick war sie allein im dunklen Zimmer.

Sie fiel auf den Stuhl zurück und blieb da die ganze Nacht, im halbunbewußten Zustand wartend auf die Rückkehr ihres Mannes. Stunde auf Stunde verging, aber ihr Bill kam nicht wieder.

Früh am Morgen litt es sie nicht länger in dem öden, kalten Zimmer; Bill war immer noch nicht wieder da. Sie nahm ihr Kind, hüllte es in ihren Schawl und ging hinunter in die Straße.

An der nächsten Ecke traf sie Charley, den früheren Partner ihres Mannes, welcher in der Mitte einer Gruppe junger Männer stand und sich angelegentlich unterhielt.

Als er Polly gewahrte, durchbrach er den Kreis der ihn Umstehenden und ging auf sie zu mit den Worten: „Na, arme Polly, du hast wohl schon die Reuigkeit gehört?“

„Nein!“ sagte sie zitternd und ein Schreden fuhr plötzlich durch ihre Glieder.

„Nicht? Nun dein armer Bill ist totgeschossen, arme — —“ Bevor er noch den Satz beenden konnte, brach sie bewußtlos zusammen.

Im Laufe der nächsten Stunden, als sie sich wieder erholt hatte, — man hatte sie in ihre Wohnung zurückgebracht — hörte sie die traurige Nachricht im vollen Umfange.

Es war eine kurze Geschichte.

Bill hatte mit seinem neuen Freunde einen Einbruch verübt; nach vollendeter Tat hatte der Kumpan ihm seinen Anteil nicht geben wollen, es entspann sich ein Streit, und der neue Freund, ein alter professionierter Einbrecher, machte kurzen Prozeß, er schoß Bill übern Haufen; die Kugel hatte ihn mitten ins Herz getroffen, er war auf der Stelle tot. Der Freund war entkommen.

Es kam nun eine traurige Pflicht nach der andern für Polly zu erfüllen. Sie mußte vor der Totenjury erscheinen, fürs Begräbnis sorgen und was sonst alles damit verknüpft war.

Als alles beendet war, war auch inzwischen alles, alles zum Pfandhaus oder zum Trödler gewandert, Polly hatte nichts mehr als ihren Liebling.

Der Hauswirt machte gute Miene zum bösen Spiel, wo nichts mehr war, hatte auch er sein Recht verloren, er begnügte sich damit, Polly und ihren Liebling aufs Straßensplaster zu werfen.

Polly wanderte zu ihrer Mutter, doch diese hatte, wie alle übrigen „Freunde“, nur einen Rat: Sie solle ins Armenhaus gehen.

Das ging aber nicht so leicht. Die arme Polly hatte einen gewissen Stolz; ins Armenhaus freiwillig gehen — nein, das konnte sie nicht.

Sie nahm ihr Baby und wanderte umher, bei Nacht kauerte sie in Winkeln, immer ihren Liebling bei sich, unter ihrem Schawl wärmend; am Tage verkaufte sie Streichhölzer, denn Betteln ist im reichen London verboten.

Es war Weihnachtsabend — und was für ein Abend. Ein dichter, nasser, kalter Nebel hatte sich über die Riesenstadt gelagert, so dicht, daß aller Verkehr gehemmt war, Straßenbuben boten sich den Fußgängern mit Fadeln als Wegweiser an, das Licht der Straßenlampen konnte den Nebel nicht durchdringen, man sah es kaum, wenn man am Fuße der Gaslaterne stand, und dabei war es kalt, entsetzlich nass-kalt, es durchdrang die wärmste Kleidung und den bestgefüllten Wagen.

Es war ein Wetter, wie man es eben nur in London erlebt.

Eine Frauengestalt kauerte unter einer Eisenbahnbrücke; jetzt erhob sie sich, sie hatte wohl ausgeruht vom langen Wandern da auf dem Pflaster.

Es war Polly mit ihrem Liebling. Sie nahm ihre Wanderung wieder auf — wann sie sie wohl beenden wird?

Sie weiß es nicht, sie ist halb bewußtlos, sie fühlt kaum den Nebel, die Kälte, immer fort wandert sie, von Zeit zu Zeit nur ihren Liebling fester an sich drückend.

Da, plötzlich bleibt sie stehen, helle Lichtstrahlen dringen ihr entgegen, sanfte Orgeltöne schlagen an ihr Ohr, vermischt mit dem Gesang geistlicher Lieder.

Sie steht vor einer katholischen Kirche, es ist Mitternacht, drinnen hält man die Weihnachtsabendmesse.

Ein Gedanke durchzuckt sie, dort drinnen ist es wohl warm.

Unwillkürlich steigt sie die Stufen hinauf und tritt ein.

Milde Wärme strömt ihr entgegen, vermischt mit Wohlgerüchen. Alles ist hell erleuchtet, der Altar ist umkränzt mit tausenden von Kerzen und die Kirche ist gefüllt mit andächtigen Gläubigen.

Soll sie vorgehen ins helle Licht? nein, wozu denn, sie will ja nur Wärme, und die ist auch hier am nächsten Pfeiler von kostbar polirtem schwarzen Marmor; sie kauert nieder an diesem Pfeiler. — Ach, wie schön ist es hier — wird sie hier bleiben können? Es ist doch ein Gotteshaus!

Sie drückt ihr Kind fester an sich, sie fühlt sich etwas wohler.

Ach, hätte sie es lieber nicht getan; es fängt an zu schreien und im nächsten Augenblick kommt ein Kirchendiener und — heißt sie hinausgehen.

„Ich bin so kalt und —“ hungrig wollte sie sagen, doch schon hatte er ihren Arm gefaßt und führte sie hinaus; ihr erstarb das Wort auf den Lippen; sie ging hinaus und setzte ihre Wanderung fort. — Was wollte auch sie, ein Bettelweib, in der Kirche? — Die Kirche ist nicht zum wärmen da, dort soll man beten!

Wie lange sie gewandert war, sie wußte es nicht. Schon manchmal hatte sie für einen Augenblick in einem Winkel gefauert, um neue Kraft zu schöpfen; endlich war sie erschöpft, — sie war einer Ohnmacht nahe.

Da stand sie wieder vor einem großen Gebäude, aber es war alles dunkel.

Eine große breite Treppe lag vor ihr, sie kauerte auf der untersten Stufe nieder, allmählich kroch sie höher hinauf, halb bewußtlos, aber sie hatte da oben große gewaltige Säulen gesehen, dahinter mußte sie wohl geschützt ruhen können!

Als sie endlich oben war, war sie ganz erschöpft, das Bewußtsein schwand mehr und mehr, hinter einer dicken Säule hatte sie sich hingestreckt, ihren Liebling fest an ihren Busen drückend.

Wie sie dalag auf den kalten Steinen, schon durchnäht vom Nebel, das arme Ding, sie wußte nichts mehr, — und das war gut.

Wie im Traum drückte sie ihr Kind an sich und kispelte: „Mein Engel, mein armer Bill, mein armer Mann!“ — dann war sie still, ganz still.

Ein mächtiger Glodenschlag ertönte hoch über ihr vom Turme. Ob sie ihn noch hörte? Sie zuckte zusammen, aber dann rührte sie sich nicht weiter.

Die Uhr vom Turme der St. Pauls Katedrale hatte drei geschlagen. —

Jetzt schlug sie vier, die mächtigen Schläge verhallten langsam in der stillen Nacht. Polly lag immer noch da, still, sie hörte nichts mehr, sie war längst eingeschlafen, sie und ihr Kind, — beide um nicht wieder zu erwachen. —

So starb am Weihnachtsabend in der Metropole des Reichthums, in London, auf den Stufen der christlichen Hofkirche Englands eine Proletariermutter mit ihrem Kinde!

## Unsere Illustrationen.

Die unterbrochene Vorstellung. (S. 177.) Das Dörfchen G. liegt in einem jener tiefen Täler des Schwarzwaldes, die sich an den Abhängen des großen Gebirgszuges hinziehen. Ganz weltvergessen hängt es, wie an die Bergwände geklebt, zwischen den gewaltigen Gebirgsstöcken, welche die Täler bilden. Hier könnte der Dichter mit Recht sagen:

„Welt, o Welt, wie liegst du so weit!“

Es geht im allgemeinen ruhig zu und würde noch ruhiger sein, wenn der Müller Andres nicht wäre. Der ist ein lustiger aber auch gewalttätiger und zuweilen etwas böshafter Patron. Wenn eine Prügelei im Dorfe vorkommt, so spielt er sicher eine Rolle dabei. Er ist ein gefährdeter Raufbold und hat schon manchem, wie er sich ausdrückt, eine tüchtige Tracht Prügel aufgeladen. Er hat stets einen großen und bissigen Hund bei sich, seinen Nero, der „auf den Mann“ dreifert ist und der an den Raufereien seines Herrn mit großer Sachkenntnis teilnimmt.

Der Andres ist ein leidlich hübscher Mensch und die Dorfschönen sind mit ihrer Gunst gegen ihn nicht allzu zurückhaltend gewesen. Allein er hat sie immer zum Besten gehabt. Immer hat er es mit mehreren zugleich gehalten, und endlich kam es so weit, daß die erzürnten Mädchen beschloßen, keine von ihnen solle sich mehr mit dem Andres überhaupt befassen. Wenn er also heiraten will, muß er eine Fremde aus einem anderen Dorfe nehmen. Und der wollen sie das Leben schon verleben.

Einftweilen haben sie aber viel von dem Iosen Andres auszustehen. Er soppt und ärgert sie, wo er nur kann. Diese Mädchen tragen jene sonderbare Tracht: kurze, gefaltete Röcke, die kaum übers Knie reichen, weiße Strümpfe, rot und weiße Nieder und auf dem Kopf jene ziegelroten Strohhüte, welche die Form einer gewöhnlichen „Angströhre“ haben. Die Böpfe fallen auf den Rücken hinab und sind mit langen Bändern durchflochten, daß die Enden der letzteren den Boden berühren. Andres macht sich ein Hauptvergnügen daraus, auf dem Jahrmarkt

oder bei sonstigen Gelegenheiten, wenn die Mädchen zusammenstehen und eifrig schwätzen, diese Böpfe fest aneinander zu verknöten, daß die Mädchen sie kaum wieder lösen können. Wenn sie dann nicht auseinander können und sich recht ärgern, hat er seinen Spaß daran. Aber am meisten quält er sie mit seinem Hunde, den er förmlich dazu abgerichtet zu haben scheint. Das Untier bellt die Mädchen an und springt an ihnen in die Höhe, seinen fürchterlichen Rachen aufsperrnd, als wolle er alles in Stücke reißen. Das geschieht nun freilich nicht, aber die Furcht ist groß und der Andres will sich manchmal vor Lachen ausschütten, wenn sein Hund einen Trupp schwätzender Mädchen und Frauen wie eine Herde Gänse auseinander jagt.

Einmal sind dem Andres seine Späße aber doch schlecht bekommen. Ein wandernder Italiener kam nach dem stillen und entlegenen Dorf G. und brachte seine Gattin und — einen Affen mit, einen wirklichen dreifürten Affen. Das war eine Aufregung in dem Wald-dörfchen, denn einen Affen sieht man dort nicht so leicht, mit Ausnahme jener bekannten Spezies, welche sich die rüstigen Burschen des Dorfes am Sonntag in den Wirtschaftshäusern anzuschaffen pflegen. Also der Affe kam und mußte seine Kunststücke machen. Der Italiener und seine Frau stellten einen Tisch mitten auf die Dorfstraße, und dort sollte der „gelehrte Affe“ seine Künste zeigen.

Bald war der größte Teil der Dorfbewohner um den Künstler versammelt, welcher sich seinerseits in prächtigem Kostüm präsentierte. Der Affe trug einen Generalsshut und eine Generalsuniform, blau mit vergoldeten Schminnen, während hinten zwischen den Schößen des Uniformsackes ein langer Schwanz zum Vorschein kam. Seine Funktionen waren allerdings von denen eines kommandirenden Generals sehr verschieden, denn der Herr General hatte nicht zu kommandiren, sondern wurde selbst kommandirt. Er mußte das Gewehr präsentiren und abfeuern, was sonst nur die gemeinen Soldaten zu tun pflegen. Dann mußte er eine Pistole abfeuern; kurz, alle seine Dienste waren dergestalt, daß auch die Dummsten im Dorfe nicht etwa einen großen Strategen hinter ihm suchten, sondern überzeugt waren, man habe es nur mit einem Affen, wenn auch mit einem geschickten zu tun.

Die Dorfbewohner aber sahen ihm andächtig zu und des Ochsenwirts Karl, der beim Militär war und sich auf Urlaub befand, meinte zu einem andern: „Das Vieh präsentirt gerade so gut wie ich!“

Inzwischen aber erschien der lose Andres in der Nähe und hatte richtig auch seinen bösen Hund bei sich. Kaum sah er die vielen Frauen und Mädchen beisammen stehen, als er auch die Gelegenheit benutzte, seiner Bosheit zu fröhnen. Als bald erschien das grimmige Tier unter dem Haufen und richtete eine große Bewirrung an; einige Mädchen liefen freischend zur Seite, andere liefen ihrer Zunge freien Lauf und rätzelten heftig gegen den Urheber der Verwirrung.

So kam der schlimme Nero auch in die Nähe des Affen und dieser wurde dadurch in der Ausübung seiner Kunstfertigkeit gestört. Er sah hochmütig auf den anderen geschwänzten Vierfüßler hinab, der es noch nicht so weit gebracht hatte, auf zwei Beinen gehen zu können. Vielleicht dachte der Affe auch darüber nach, wie weit er geistig einem Geschöpfe überlegen sei, das in seiner Entwicklung sich noch so weit von der „Aronne der Schöpfung“, dem Menschen, befände. Oder hatte er vielleicht die neuesten Darwinianer gelesen und dachte nach, ob es nicht möglich sei, die zwischen Affe und Mensch bestehende Grenzscheide zu überspringen? In diesen Gedanken wurde er aber sehr unangenehm gestört durch den Stod seines Herrn, der ärgerlich war, weil er fürchtete, die Vorstellung möge in die Brüche gehen. In seiner Wut applizierte der Italiener seinem Affen einen so heftigen Stodstreich auf jenen Körpertheil, wo sich die niedliche Zier der Gesichtswielen befindet, daß der Affe lautheulend aufsprang und von dem Tische herabsprang. Und merkwürdigerweise kam er gerade rittlings auf den bösen Nero zu sitzen.

Wenn einen Hund ein Affe reitet, so ist das gerade, wie wenn eine arme Seele der Teufel reitet. Nero war kein feiger Hund, allein es hatte ihm eben noch niemand zugemutet, als Reitpferd zu dienen, und das Neue und Ungewohnte erschreckte den Vierfüßler. Statt den uniformirten Reiter abzuschütteln, ging er in rasendem Galopp mit ihm durch und der Affe hielt sich auch fest wie ein alter gedienter Reitersmann. Es war ein herrlicher Anblick, daß Nero und Reiter so dahinschliefen zu sehen; nur das war merkwürdig, daß Nero den Schwanz einzog, den er sonst so stolz emporgerichtet trug.

Umsonst schrie der Italiener in seinem Rauberwelsch nach seinem Affen, umsonst brüllte Andres mit Stentorstimme hinter seinem Hunde her. Nero, von blinder Furcht getrieben, verschwand bald um die Biegung des Weges und jagte in den nahen Wald hinein.

Nun hielt sich der Italiener an Andres und da sie sich nicht leicht verständigen konnten, gerieten sie in Streit; sie gingen auch bald zu Taktlichkeiten über. Der Italiener war ein kräftiger Mann. Andres konnte ihm wohl Stand halten, allein die derbkräftige Ehehälfte des Italieners beteiligte sich am Kampfe und fiel Andres von hinten an, während er mit ihrem Manne kämpfte. Der Müllerssohn ward niedergeworfen und exemplarisch durchgeblaut, während die sämtlichen Dorfshöhen im Kreise standen und schadenfroh zusahen, wie ihr Feind einmal eine gehörige Tracht Prügel abbekam, die sie ihm alle herzlich gönnten. Erst nach geraumer Zeit ließen der Italiener und sein Weib ihr Opfer los und gingen ihren Affen suchen.

Im Walde sah man Nero unter einem Baume stehen und grimmig hinaufbellend, denn oben auf einem Ast hockte der kühne Reiter, aber er sah traurig aus. Den Generalsshut hatte er verloren und von

dem Uniformsack hatte ihm Nero einen der langwehenden Schöße abgerissen. Beim Anblick des mit einem Stod bewehrten Italieners ergriff Nero die Flucht; der Affe aber mußte, nachdem sich sein Gut wieder gefunden, in dem zerfetzten Frack, zum großen Gaudium der Dorfjugend fortfahren. Die Vorstellung lohnte sich denn auch reichlich.

Als Nero wieder zu seinem Herrn kam, ergriff dieser einen Stod und ließ seine Wut an dem Hunde aus. So bekamen beide ihr Teil.

Andres ist noch so böseartig wie sonst; aber Nero ist artiger geworden, und als jüngst wieder ein Italiener mit einem Affen kam, riß er aus und verkroch sich wimmernd in den hintersten Winkel seiner Hütte. Er will mit Affen nichts mehr zu tun haben. A. T.

## Tier- und Pflanzenkunde.

**Zum Vogelschutz.** Ein beherzigenswerthes Eingefandt enthalten die „Nachrichten für die Kreise Beeskow und Starlow“: „10 000 Stück frische Krammetsvögel“ und dasselbe steht jetzt wiederholt mit fettester Schrift gedruckt unter den Annoncen der Zeitungen. Leider habe ich dabei den Zusatz vermisst: Fünfhundert Schock leipziger Lerden. Lieber Leser, läufst dir nicht das Wasser im Munde zusammen? Wir, mir läuft das Wasser in den Augen zusammen! Seit Jahren findet man in den Zeitungen Schmerzensrufe über die Noth, über den Vandalismus, über die Bestialität der Südländer, welche die armen Zugvögel, wenn sie auf ihrer Rückreise in die Heimat, ermattet vom weiten Seewege, kraftlos an ihren Küsten niederfallen, unbarmherzig würgen und umbringen. Der deutsche Pharisaer schlägt wohlgefällig die Hände über den Kopf zusammen und ruft: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie diese italienischen und griechischen Vogelmörder und Totschläger.“ Der Jäger klagt, daß der Fang immer geringer und damit sein Nebenverdienst kleiner wird, und der Konsument jammert, daß der köstliche Braten von Jahr zu Jahr teurer werde. Gerstäder erzählt aus Amerika, daß die prächtigen großen Urwälder einen beängstigenden Eindruck machten, denn es herrsche in ihnen die unheimliche Stille des Todes, nur hin und wieder unterbrochen vom krächzenden Geschrei des Geiers oder dem klagenden Ruf des Wippenwill — es mangelt in Amerika die deutschen Singvögel. — Wie lange wird es dauern, und auch wir Deutsche haben einen schweigenden Wald und der Fluch unserer Enkel wird unserem heutigen Barbarismus folgen.

(Dresdener Blätter für Geflügelucht.)

**Lüden gezähmten Wildes.** Sehr oft werden, namentlich von Förstern, junge Hirsche und Rehe aufgezogen, doch ist denselben, namentlich den ersteren, sobald sie heranwachsen, nicht zu trauen. Eine derartige Erfahrung machte jüngst der Förster Kohlenhausen aus Holzhausen an der Lahn. Derselbe ging mit seinem Sohn in den Hirschpark, um einen Rehbock abzuschießen. Kaum zweihundert Schritte vom Ausgang entfernt, kommt ein vierjähriger Hirsch, welchen der Förster großgezogen, hinter beiden her, trabt an ihnen vorüber, wendet sich gegen sie und stürzt sich dann plötzlich mit voller Wucht auf seinen Wohlthäter. Dieser parirt mit der Wuchse quer in der Hand, den Stoß ab, sinkt aber zu Boden, läßt die Büchse fallen und faßt den Hirsch mit beiden Händen. Vater und Sohn kämpfen auf Tod und Leben mit dem Hirsch, beide fassen das Gewehr, drehen die Enden desselben nach unten und stemmen sie in die Erde, um etwaige Hilfe abzuwarten. Lange durste dieser Kampf nicht dauern, und da Hülfe ausblieb, hieß es: Sieg oder Tod. Endlich, nachdem der Förster im Kampfe verschiedene Verletzungen erhalten und die Kräfte der Angefallenen abnahmen, mußte man sich entschließen, den Hirsch zu töten. Während der Vater nun den Hirsch allein festhielt, gab der Sohn einen wohlgezielten Schuß ab, und damit wurde dem Kampfe, welcher mindestens zwanzig Minuten anhielt und mit Gewandtheit und Geistesgegenwart ausgeführt wurde, ein Ende gemacht. (Zg. Nf.)

**Die Ausrottung der Raubtiere** wird in Norwegen andauernd und mit Erfolg betrieben, namentlich ist die Anzahl der Bären und der Wölfe in starker Abnahme begriffen. Während in den Jahren 1846 bis 1850 durchschnittlich jährlich 265 Prämien für erlegte Bären und 224 für erlegte Wölfe ausgezahlt wurden, ging die Anzahl der Prämien in den folgenden fünf Jahren für Bären auf 210 herab, während die für Wölfe sich noch auf 228 erhielt. In den Jahren 1856 bis 1860 stieg die Zahl der Prämien für erlegte Bären wieder etwas, nämlich auf 222, dagegen fiel die für Wölfe auf 213. Seit jener Zeit war die Abnahme beträchtlich. In den Jahren 1861 bis 1865 betrug die Durchschnittszahl der Prämien für erlegte Bären nur 196 und für Wölfe 116, in 1866 bis 1870 resp. 143 und 31, in 1871 bis 1875 resp. 100 und 44, und in 1876 bis 1880 resp. 148 und 48. Im Jahre 1881 wurden schließlich nur 85 Prämien für getötete Bären und 20 Prämien für getötete Wölfe ausgezahlt. In der Anzahl der getöteten Luchse und Bielfraße war die Abnahme weniger bedeutend, denn es wurden in den erwähnten fünfjährigen Zeitabschnitten an Luchsen erlegt: 118, 113, 126, 109, 136, 125, 121 und im Jahre 1881 85 Stück; an Bielfraßen 70, 51, 43, 49, 57, 63, 90 und schließlich im Jahre 1881 63 Stück. Für erlegte Füchse wurden in den Jahren 1880 bis 1881 resp. 10584 und 13383 Prämien ausgezahlt. Bären wurden in fast allen Nennern, die größte Zahl jedoch in Nordland, Wölfe fast ausschließlich in Finnmarken erlegt. Die Luchse kommen am häufigsten in den Nennern Buskerud, Nedenas und Drontheim, und die Bielfraße und Füchse in Finnmarken vor.

### Literarische Umschau.

Graf Schack's Gesammelte Werke. 6 Bde. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart, Cotta.

Drei Sammlungen Lyrik, ausnahmslos seine gewählte Poesie, — vierzehn epische und sechs dramatische Dichtungen: eines langen arbeitsamen Lebens Ernte — das bietet der große Gelehrte seiner Nation zum dauernden Vermächtnis dar; er zeigt sich darin als ein treuer, edler Menschenfreund, in dessen Seele jeder Schmerz und jede Lust des Erdendaseins mitfühlendes Echo fand. Wie energisch seine Sprache zu packen vermag, lehrt folgende Stelle des „Cancan“, einer „Aristophanischen“ Komödie aus dem Jahre 1870. Der Minister Olivier schmeichelt dem gallischen Hahn als dem Sinnbilde des pariser Volkes. Da entgegnet ihm der Wutgesang:

Sei still, du Tor! — Was prahlst du mir vor  
Von Vällen und Opern und Dramen?  
Mag wogen der Tanz — bei Lichterglanz —  
Mit seinen Cameliendamen.  
Draußen indessen stümmert das Gas  
Hinab auf Gesichter, Leichenbläß.  
Im Schnee, der eisig herniederflocht,  
Unter dem Fenster am Boden hockt  
Der Bettler mit seinen Kleinen; hinaus  
Trieb in des Dezembers Wettergebraus  
Der Mietsherr ihn aus schützendem Haus.  
In Sälen, wo der Ueberfluß prast,  
Schleichen, gebeugt von des Summers Last,  
Mit halbersticktem Wutgeschrei  
Haufen von Söhnen des Elends vorbei;  
Und kranke Frauen, bleich wie der Tod,  
Betteln um eine Kruste Brot  
Für das hungernde Kind an der wulken Brust. — — —

Tiefinnig wie selten ist z. B. folgender Gedankengang im Trauerliede auf einen gestorbenen Knaben:

Jüngst erst auf der Mutter Schoß,  
Ihr am Busen lagst du —  
Nun die Größten riesengroß  
Plötzlich überragst du ...

Und mit allem, was ich kann,  
Was ich bin und habe,  
Nichts vermag ich dir fortan  
Mehr zu lehren, Knabe;  
Weiser du als Sokrates,  
Ich an Geist erblindet,  
Alles, alles weißt du es,  
Was wir nie ergründet.

Lächelnd blickst auf uns du nun,  
Denen du entziffen;  
Kindisch dünkt dich unser Tun,  
Unser Sein und Wissen.  
Seit du über mich so hoch  
Bist erhöht, o Kleiner,  
Nur mit heil'gem Schauer noch  
Denken kann ich deiner.

Die logische Konsequenz dieser Gedankenreihe ist die Absurdität des Glaubens an eine Möglichkeit, daß der unentwickelte Geist eines Kindes mit dem Augenbilde des Todes höherer Vorstellungen fähig sein sollte, als die geschickteste Pädagogik auf Erden es verstanden hätte, zu erreichen. Daran denkt man aber nicht bei den lieblich fließenden Versen. Man gibt sich willenlos dem gewöhnlichen Träumen an Fortdauer der Kinderseele hin und dann muß man denken wie Schack. Vom Standpunkt der Zweifelnden wie der Glaubenden kann die geheimnisvolle Vorstellung des Lebens nach dem Tode nicht schärfer und durchdringender ausgeprägt werden. Man fühlt heraus, daß die irdischen Wissensschatze gar nichts bedeuten im Vergleich zu den unendlich erhabenen Ideen, welche der verklärte Geist in höheren Sphären plötzlich in sich aufnehmen muß. Leise verspottet uns auch dieser Gedankengang, da mit all unsern irdischen Schulqualereien verhältnismäßig so lächerlich wenig erreicht wird. Aus vielen andern Stellen ersieht man den Standpunkt des gräflichen Dichtermillionärs. Er stimmt, behaupten wir, in jedem Punkte mit den fortgeschrittensten Parteigängern unseres großen Jahrhunderts überein. Es ist doch in der Tat kein gewöhnlicher Eindruck, den ein so hochgeborener Denker und Dichter hervorbringt, wenn aus seinem Munde lustige Spöttelereien auf seine Standesgenossen, die eben nichts als „geborene“ sind, und auf die Papieraristokratie der Börse niedersuten. Oft fürchtet man, der Staatsanwalt könnte mit gewissen

bedehbaren Ausnahmengesetzparagrafen den Dichtergrafen fassen und dieser selbst ruft es scheinbar erschrocken mit eigenen Worten aus:

Doch weh! boshafte Muse, listreich  
Ins Unglück lockst du mich — mich, den Verfasser  
Vorliegender Geschichte. Schreckenbleich  
Leb' ich, was du mir da dikst. Zu Wasser  
Wird mein gehoffter Ruhm durch diesen Strich;  
Denn deinethalb mich als Tyrannenhasser  
Wird man verschreien, ja! als verbotne Waare  
Mir einziehen dieses Epos Exemplare!

Aus Berlin müßte er allerdings streng genommen ausgewiesen werden, so seltsam dreist klingen seine Ansichten. Aber im Ernst, freute sich unser Volk solcher Aristokratien!  
Dr. A. Prowe.

Allgemeines deutsches Künstler-Jahrbuch für 1884. Herausgegeben von Theodor Seemann. Dresden, Silbers'sche fgl. Hof-Verlagsbuchhandlung.

Das splendid ausgestattete, äußerst praktisch abgefaßte Hand- und Nachschlagebuch für Künstler und Kunstinteressenten bringt im 1. Teil ein mit größeren Spatien für Notizen versehenes Calendarium, welches bei jedem Kalendertag den Namen des oder der an demselben geborenen oder gestorbenen Künstler enthält. Im 2. Teil werden wir zunächst mit der Kunstgeschichte des Zeitraums vom 1. Okt. 1882 bis 1. Juli 1883 in sehr lichtvoller Darstellung vertraut gemacht. Es folgen sodann in äußerst übersichtlicher Gruppierung die Verzeichnisse der öffentlichen Sammlungen, staatsbehördlichen Kunstverwaltungen (Universitäten, technische Hochschulen, Kunstakademien, Kunstgewerbeschulen und technische Lehranstalten), Kunstvereinsverbände, Kunstgenossenschaften und Künstlervereinigungen, Architekten- und Ingenieurvereine, Kunstvereine, Kunstgewerbe- und Kunstindustrievereine. Beigegeben sind ferner Tabellen der periodischen und permanenten Ausstellungen etc., auch ein nach Städten alphabetisch geordnetes Künstlerverzeichnis. — Das mit großem Geschick redigirte, reichhaltige Buch hat den sehr billigen Preis von 3 Mark. S.

### Silbernrätsel.

Aus den folgenden 19 Silben: ba, bo, bri, bro, e, euc, grim, i, kra, li, men, na, non, ren, sa, saint, sel, ta, to sind 7 Worte zu bilden, von denen 3 die Namen von Flüssen sind, und zwar von einem spanischen, einem amerikanischen und einem österreichischen, 2 Städte, eine französische und eine afrikanische, 1 eine Bergspitze in Europa und das letzte ein Gebirge in Asien bezeichnet. Diese 7 Worte sind so zu ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines im Januar geborenen großen Denkers und Dichters ergeben, während die Endbuchstaben von unten nach oben den Titel eines seiner epochenmachenden Hauptwerke zusammensetzen. S. 6.

### Aufgabe für scharfsinnige Rechner.

Wenn zwei Personen abwechselnd eine beliebige Zahl je nach Bestimmung aus der Reihe von 1 bis 5, 6, 7, 8, 9 oder 10 notiren und die zweite der ersten, die dritte der Summe der vorangegangenen zählen und so fort, bis eine bestimmte Summe, etwa 60, 70, 80, 90, 100 erreicht ist, so kann die eine der beiden Personen immer es so einrichten, daß sie die bestimmte Summe voll macht. Es ist nun die Frage, welche von beiden Personen wird das sein, A oder B, und wie wird sie es einzurichten haben?  
Semper Rotmagel.

### Rebus.



Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortf.) — Luther und die Volksbewegung seiner Zeit. Von Kosus. (Schluß.) — Ueberlebhel. Von Max Valentin. — Die Schlacht von Lexington und der amerikanische Freiheitskrieg. Von W. Blos. (Mit Illustr.) — Moderne Schicksale. Novelle von Carl Görlitz. (Fortsetzung.) — Sehnsucht. Gedicht von A. T. (Mit Illustr.) — Allerlei zur Frage der literarischen Produktion. Zwanglose Plauderei von Egon Alt. (Schluß.) — Ein Ehepaar. Weihnachtserzählung aus dem Proletariatleben in London. Von H. Radow. (Schluß.) — Unsere Illustrationen: Die unterbrochene Vorstellung. — Tier- und Pflanzenkunde: Zum Vogelschutz. — Läden gezähmten Wildes. — Ausrottung der Raubtiere. — Literarische Umschau. — Silbernrätsel. — Aufgabe für scharfsinnige Rechner. — Rebus. — Verrätlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Polytechnischer Briefkasten. — Mannichfaltiges. — Gemeinnütziges. — Humoristisches.